

Tinner und die Atombombe: Wie die Schweiz versagte

Nummer 5 – 29. Januar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Die globale Elite

Die Weltrangliste der 50 Mächtigsten. Und ein Gespräch mit Joschka Fischer.
Von René Lüchinger, Urs Gehrig, Michael Stürmer und vielen anderen

Pseudo-Allergien für alle

Petersilien, Nüsse, Katzenhaare: Überempfindlichkeiten liegen im Trend.
Von Beda M. Stadler

Blocher gegen Schneider-Ammann

Streitgespräch zur Personenfreizügigkeit. *Von Andreas Kunz und Markus Som*



Mythos Nr.11

AKTIEN SIND SCHLECHTE ANLAGEN.

Falsch. Aktien schwanken zwar stark im Kurs, Aktienanlagen überleben jedoch auch Weltkriege und Währungskrisen. Und im Aufschwung gehören Aktien zu den wenigen Anlagekategorien mit grossem Erholungspotential.

Gerne beraten wir Sie in einem persönlichen Gespräch. Kontaktieren Sie uns unter 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH



Nummer 1 der Welt: Barack Obama.

In Zeiten der Krise braucht die Welt Führung. Die *Weltwoche*-Redaktion hat sich gefragt, wo diese herkommen soll, welche Menschen dafür über genügend Autorität verfügen. Wir sind fündig geworden und porträtieren fünfzig Gesichter einer neuen Elite. Und wir haben dafür zahlreiche prominente Autoren gewonnen. So Michael Stürmer, Chefkorrespondent der *Welt*, der etwa Wladimir Putin persönlich kennt. Oder Daniel Hannan, Europa-Abgeordneter der Tories und Kolumnist beim *Daily Telegraph*. Und auch René Schell, ehemals Indien-Korrespondent bei Radio DRS, heute Tagesleiter bei DRS 1. **Seite 26**

Das Treffen fand vor der Berner Oberländer Bergkulisse im Hotel «Victoria Jungfrau» in Interlaken statt. Der frühere deutsche Aussenminister nahm am als Referent am internationalen Alpensymposium teil und kommentierte das Verhältnis Schweiz - Europa. Im Interview mit *Weltwoche*-Redaktor Urs Gehriger und Chefredaktor Roger Köppel äusserte sich der Ex-Politiker darüber hinaus zu den zentralen geopolitischen Fragen. Wer Fischer aus persönlichen Begegnungen kennt, schätzt an ihm die unkomplizierte, differenzierte und humorvolle Art. Zwar hat die Fitness-Obsession des ehemaligen Marathonläufers merklich nachgelassen, dafür präsentiert sich der 60-Jährige als ein sich ruhender Staatsmann und grossräumiger Interpret der Weltlage. **Seite 44**

Man hatte sich im Bundeshaus zum Gipfeltreffen der Wirtschaft verabredet, um über die Personenfreizügigkeit zu debattieren: Einer der prominentesten Befürworter, der Unternehmer

Johann Schneider-Ammann, traf auf Christoph Blocher, Unternehmer und bekanntester Gegner. Als unsere Autoren Andreas Kunz und Markus Somm im Vorraum warteten, beschlich sie eine schlimme Ahnung. Wie kommt Blocher überhaupt ins Bundeshaus? Muss er sich wie ein gewöhnlicher Besucher beim Hintereingang melden, da er kein politisches Mandat mehr ausübt? Da erscheint Blocher vor dem Bundeshaus, zückt den Ausweis, hält ihn an den Monitor und durchschreitet die Sicherheitschleuse, die sich bereitwillig öffnet. «Als alt Bundesrat habe ich auf Lebenszeit Zugang», sagte er lachend, «es hat sich also gelohnt!»



Zutritt zum Bundeshaus: Christoph Blocher.

Wenig später taucht FDP-Nationalrat Schneider-Ammann auf. In einem Kommissionszimmer entspinnt sich ein sehr anregendes, hart geführtes Streitgespräch. Was braucht die Wirtschaft? Mehr oder weniger Personenfreizügigkeit? **Seite 10**

Der Fall beschäftigte die Schweiz. Ein kleines Mädchen wurde von zwei Albanerbuben am helllichten Tag im Dorf Rhäzüns vergewaltigt. Die Tat sprach sich herum, bald wusste die ganze Gemeinde Bescheid, nur die Eltern des Mädchens hatten keine Ahnung. Der Fall war den Dorfbewohnern so peinlich, dass sich niemand traute, Mutter Marianne Tschus ins Bild zu setzen. Als das Verbrechen ruchbar und schliesslich vor Gericht gebracht wurde, beschloss die Mutter, über das kollektive Schweigen zu reden, doch niemand wollte zuhören. Man warf Tschus Aufmerksamkeitssucht vor. Die unbeugsame Frau reagierte auf ihre Art und schrieb ein Buch, nicht über die Tat, sondern auch über ihr Leben. Gesellschaftschefin Bettina Weber hat die leidgeprüfte Autorin in Rhäzüns besucht. **Seite 38** *Ihre Weltwoche*



VICTORINOX
SWISS ARMY



CHRONO CLASSIC XLS MT
MultiTasking Fähigkeiten • Ref. 241300

Inspiriert von der Einzigartigkeit
des Original Swiss Army Knife

www.victorinoxswissarmy.com



Der Tiguan. Jetzt bei Ihrem Volkswagen Händler.

Zivilisiert, wirtschaftlich und geräumig auf der einen Seite, wild, kräftig und kompakt auf der anderen – im Tiguan verschmelzen die komfortablen Eigenschaften für die Stadt, z.B. der Parklenkassistent und das Panorama-Schiebedach, mit den praktischen Aspekten für das Gelände, z.B. das Gelände-Fahrprogramm auf Knopfdruck und die elektronische Dämpferregelung. Überzeugen Sie sich bei einer Probefahrt.

Erst wenn ein Auto Innovationen allen zugänglich macht, ist es: Das Auto.



Bereits für Fr. **39'350.-***



Das Auto.



Romantischer Vampir: Film «Twilight». Seite 42



Stets im Mittelpunkt: Allergie. Seite 40



Heikle Aktenvernichtung: Tinner. Seite 14



UBS: Bankenchefs Rohner und Kurer. Seite 9

Aktuell

- [5 Editorial](#)
- [9 Kommentar Zielscheibe UBS](#)
- [10 Blocher gegen Schneider-Ammann](#)
Braucht die Wirtschaft die Personenfreizügigkeit?
Und wenn ja, welche? Ein Streitgespräch
- [14 Fall Tinner Dreissig Jahre schwarzes Loch](#)
- [15 Schweiz «Stets vollumfänglich informiert»](#)
- [16 Sport Feierstunde zu Ehren der Nation](#)
- [18 Romandie Bei Calvin denken Genfer an Klein](#)
- [19 Die Deutschen Holocaust für alle](#)
- [19 Personenkontrolle Spuhler, Grunder, Blocher, Deiss](#)
- [20 Wirtschaft Aller schlechten Dinge sind drei](#)
- [21 9 Fragen an Martin Waser](#)
- [22 Mörgeli Bundesratsgenehme Demokratie](#)
- [22 Bodenmann Dick\(brettbohrer\) Marty](#)
- [23 Medien Fertig mit lustig](#)
- [23 Fernsehkritik der reinen Vernunft Zum Niederknien](#)
- [24 Leserbrief](#)

Hintergrund

26 Weltrangliste der Macht

Wir leben in spannenden Zeiten. Die Gestaltungsmacht der Politik ist gross wie nie. Wer prägt das internationale Geschehen heute? Ein Porträt der globalen Elite

36 Staatsstreich von oben

Bundesrätin Leuthard will die fixierte Volksabstimmung über die Invalidenversicherung aussetzen

37 «Brüder, seht die rote Fahne»

Die Realität entfernt sich vom schweizerischen Ideal eines Landes der Selbstverantwortung und der geringen Verschuldung

38 Steilwände des Schweigens

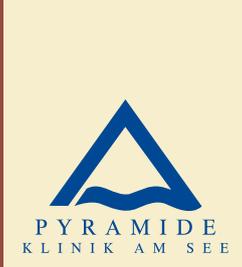
Das Dorf Rhäzüns wusste um die Vergewaltigung eines Mädchens. Niemand sagte es der Mutter. Jetzt hat diese ein Buch geschrieben und wird dafür angefeindet

40 Pseudo-Allergien für alle

Petersilien, Nüsse, Katzenhaare: Wer etwas auf sich hält, legt sich eine Überempfindlichkeit zu

42 Keusche Lust

Die Untoten sind zurück: «Twilight», der neueste Vampir-Film, bricht in den USA sämtliche Rekorde. Der moderne Vampir gibt sich melancholisch



15 JAHRE SPITZE AM SEE

1993 war ein Jahr, das kleine und grosse Geschichten geschrieben hat. In der Schweiz wurde der 1. August als arbeitsfreier Nationalfeiertag eingeführt. In Stockholm erhielten Nelson Mandela und Frederik Willem de Klerk gemeinsam den Friedensnobelpreis. Und am Zürichsee gründeten am 5. Mai 1993 eine Handvoll innovativer Chirurgen, eine engagierte Geschäftsleitung sowie begeisterungsfähige Mitarbeitende die Pyramide am See: eine hoch spezialisierte Privatklinik unter ärztlicher Leitung, die in Sachen Qualität und Patientenzufriedenheit neue Massstäbe setzte. Seit der Eröffnung sind über 50000 Patienten erfolgreich behandelt worden. Die Klinik Pyramide hat ihre Originalität und Unabhängigkeit stets bewahrt und gehört heute zum unverzichtbaren Kern des privaten Gesundheitswesens. Die effiziente und engagierte Zusammenarbeit aller internen Fachzentren und externen Partner schaffen die idealen Bedingungen für wegweisende Resultate. «Spitze am See» spiegelt als Leitmotiv die äussere Form der Pyramide wie auch die innere Motivation, in allen Bereichen Spitzenleistungen zu erzielen.



KLINIK PYRAMIDE Δ 15 JAHRE SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

Zielscheibe UBS

Von Carmen Gasser — Die Schweizer Grossbank UBS wird wegen angeblicher Bonuszahlungen kritisiert. Die Vorwürfe gehen in die Irre. Trotzdem schwächelt der Finanzriese in der Kommunikation.



Mediale Todesfuge: Bankenchefs Kurer (links) und Rohner.

Die Rechnung ist schnell gemacht. Der Bund stellte der angeschlagenen Grossbank UBS sechs Milliarden Franken an Steuergeldern zur Verfügung, und seit Sonntag mutmassen Zeitungen, dass die gleiche Bank für ihre Angestellten rund zwei Milliarden an Boni ausbezahlen will – ein Drittel des von der Steuerverwaltung aus Bern überwiesenen Geldes. Die Volksseele schreit auf, und Politiker säen Empörung. «Untragbar», sagt SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer, und keine entrüstet sich schöner als sie. «Undenkbar dumm von der UBS-Spitze», urteilt Nationalrätin Anita Fetz.

Untragbar, undenkbar dumm, ist das alles? Wer nicht über die eigene Empörung hinausdenken will, kann das so sehen. Was man aber wissen muss: Die Gelder sind Teil von Arbeitsverträgen. Die Angestellten haben einen gesetzlichen Anspruch auf die Auszahlung. Soll eine Sekretärin, die, sagen wir, 100 000 Franken brutto verdient, auf jene 10 000 Franken verzichten, welche als Bonusanteil in dieser Summe eingebaut sind? Wir sprechen nicht von einer Erfolgsbeteiligung am Unternehmen, sondern von Zahlungen, die einfach erst Ende des Jahres abgerechnet werden.

Die von den Sozialdemokraten vorgebrachten Postulate sind nicht zu Ende gedacht. Wären sie das, würde das schliesslich bedeuten,

dass ausgerechnet die Arbeitnehmervertreter zum Bruch von Arbeitsverträgen aufrufen würden. Das steht wohl kaum im Sinne einer SP, die dafür kämpft, dass Arbeitnehmern zu ihren Rechten verholfen wird.

Dass eine derart sensible Nachricht über die Sonntagspresse und praktisch en passant an die Öffentlichkeit gelangt, spricht dennoch Bände. Niemand innerhalb der schlingernden UBS scheint einen Gedanken daran vergeudet zu haben, dass die Angelegenheit mit den Boni in hohem Masse emotionsgeladen und deshalb erklärungsbedürftig ist. Im Sog der Bonusdebatte kam auch noch gleich ein weiterer Akteur der Finanzkrise in Bedrängnis. Am Montag trat Eugen Haltiner, Präsident der Bankenaufsicht, welche die Bonizahlungen zu genehmigen hatte, vor die TV-Kameras und nannte als Zahlungsgrund die Gefahr von Kündigungen von verdienten Mitarbeitern.

Dabei wollte er eigentlich gar nichts sagen. Erst als die Telefonverbindungen am Nachmittag im Berner Verwaltungsgebäude wohl kurz vor dem Kollaps standen, konnte Haltiner nicht mehr anders, suchte er den Befreiungsschlag – der sich als Eigentor herausstellte. «Haltiner gerät in Erklärungsnot», titelte der *Tages-Anzeiger* tags darauf. Schärfer schoss die *Südosstschweiz*, die den Chef gleich aufforderte: «Zurücktreten.»

Ein mehr als harziger Start der noch so jungen staatlichen Behörde, die am 1.1.2009 ihre Arbeit aufgenommen hat mit dem Ziel, der Schweizer Bevölkerung wieder vermehrt Vertrauen in unser Bankensystem zu schenken. Wo liegt das Problem? Etwa darin, dass Haltiner eine ehemalige Führungskraft der Bankgesellschaft und CEO Patrick Raaflaub ein Ex-Swiss-Re-Kadermann ist? Weil sie also Manager aus der Finanzbranche sind, die selbst jahrelang von einem Bonussystem profitiert haben, das sie nun kritisieren müssen?

Nein, Haltiner war nur das Bauernopfer. Es gab keine Alternative. UBS-CEO Marcel Rohner konnte nicht vor die TV-Kameras treten, aus einem einfachen Grund: Noch ist völlig unklar, wie viele Boni die Grossbank ausschütten wird, welche Sparten am härtesten betroffen sein werden. Klar ist nur deren Obergrenze, die mit der Firma vereinbart wurde und dass die Geschäftsleitungsmitglieder keinerlei Prämien erhalten. Erst am 10. Februar wird an der Bilanzpressekonferenz der Schleier über das so gut gehütete Geheimnis gelüftet.

Doch: Wer nicht erklärt, heizt Spekulationen an und liefert Munition für politische Gegner. Die Mechanismen sind bekannt: Misstrauen erzeugt Misstrauen. Vermutungen verdichten sich zu Gerüchten, die irgendwann zu Schlagzeilen werden. Unter dem Druck der Halbwahrheiten leidet die Glaubwürdigkeit der Führung, die die Geister nicht mehr loswird, die andere gerufen haben. Aus der medialen Todesfuge gibt es meistens kein Entrinnen mehr. Der Kreis schliesst sich: Top-Kader einer Bank werden untragbar, weil alle sagen, was alle lesen, dass sie nicht mehr tragbar sind. Man könnte es das Prinzip der sich selbst bestätigenden Gerüchte nennen.

Die Finanzkrise hat gelehrt, dass in einem wirtschafts- und vor allem bankenfeindlichen Umfeld wie heute selbst jahrelang erfolgreiches Führungspersonal mit einer Geschwindigkeit entsorgt wird, die undenkbar schien. Niemals würden in der Politik so schnell so viele Köpfe rollen. John Thain, Merrill Lynch? Rausgeschmissen. Kenneth Lewis, Bank of America? Massiv in der Kritik. Josef Ackermann, Deutsche Bank? Seit Monaten unter Dauerbeschuss und kürzlich mit Kreislaufschwäche ins Krankenhaus eingeliefert.

Hochbezahlte Manager verdienen kein Mitleid, aber die Frage muss erlaubt sein, was die Brutalkritik den Unternehmen bisher brachte. Sich abfällig zu äussern gegenüber der Finanzbranche, hat sich eingebürgert, was niemandem hilft. Was allgemein gilt, trifft auch auf die UBS zu. Wer auch immer am Wochenende die Bonusgerüchte streute, muss sich bewusst sein, dass mit windigen Zahlen eine Bank destabilisiert wird, an deren Untergang niemand ein Interesse haben kann. Jetzt will sich auch noch der Bundesrat einschalten. Man wünscht ihm Gelassenheit. ○

«Sie betreiben Angstmacherei!» – «Nein, Sie!»

Von *Andreas Kunz und Markus Somm* — Wer arbeitslos wird, kehrt wieder heim, sagt Johann Schneider-Ammann (FDP). Unsinn, die Leute bleiben hier, entgegnet Christoph Blocher (SVP). Braucht die Wirtschaft die Personenfreizügigkeit – und wenn ja, welche?



«Sichere Rahmenbedingungen»: Nationalrat Schneider-Ammann.



«Dummheit oder Wahnsinn»: alt Bundesrat Blocher.

Herr Schneider-Ammann, die Wirtschaftsverbände werben mit grossem Aufwand für die Personenfreizügigkeit. Warum ist ein Ja zur Personenfreizügigkeit aus Ihrer Sicht als Unternehmer so wichtig?

Schneider-Ammann: Die Schweiz ist ein Industrie- und Exportland. Wir haben den Weg der bilateralen Verträge gewählt, und er hat sich in den vergangenen Jahren bewährt. Er ermöglichte uns den gleichen Marktzugang wie den Ländern innerhalb der EU. Die Alternative wäre Isolation oder ein EU-Beitritt. Die Wirtschaft braucht sichere Rahmenbedingungen, um konkurrenzfähig zu bleiben und investieren zu können. Vor allem in den schwierigen Zeiten, die auf uns zukommen, können wir uns unsichere Verhältnisse nicht leisten.

Herr Blocher, warum nehmen Sie unsichere Rahmenbedingungen in Kauf?

Blocher: Ein Nein verbessert die Rahmenbedingungen für die Schweizer Wirtschaft. Mit einem Ja werden sie verschlechtert. Natürlich brauchen wir Arbeitskräfte. Aber Personenfreizügigkeit heisst, dass jeder aus den betreffenden Ländern mit Familiennachzug in der Schweiz arbeiten und – auch im Falle der Arbeitslosigkeit – während mindestens fünf Jahren sämtliche schweizerischen Sozialleistungen beanspruchen kann. Beim Letzteren liegt die Problematik. Es stimmt, dass in der Hochkonjunktur neue Arbeitsplätze in der Schweiz entstanden sind. Das ist auch keine Kunst. Aber jetzt werden sie wieder abgebaut, und die Nachteile der Personenfreizügigkeit werden sich jetzt in den nächsten Jahren zeigen: Die Arbeitslosigkeit wird massiv steigen, und die Sozialwerke werden unverantwortlich beansprucht. Die Personenfreizügigkeit mit den bishe-

rigen Staaten ist eine Dummheit. Die Ausdehnung auf Rumänien und Bulgarien ist Wahnsinn!

Die meisten Zuwanderer sind hochqualifiziert. Die werden weniger von Arbeitslosigkeit betroffen sein.

Blocher: Im ganzen Bankensektor werden jetzt «Hochqualifizierte» entlassen. Zu Tausenden! Seit der vollen Freizügigkeit mit den alten Staaten rekrutierten wir am meisten Deutsche und Portugiesen. Die Behauptung, die Leute gingen bei Arbeitslosigkeit wieder heim, wird bereits durch die Zahlen widerlegt: Die Arbeitslosigkeit bei den Deutschen in der Schweiz stieg nur schon vom September 2008 bis zum Dezember 2008 um 50 Prozent, bei den Portugiesen sogar um 89 Prozent. 7 Prozent aller Arbeitslosen in der Schweiz sind Ende Dezember bereits Portugiesen, und wir stehen erst am

Anfang einer Rezession. Das wird mit der Zuwanderung aus Rumänien und Bulgarien extremer werden. Darum müssen wir für neue Verträge – wie mit Rumänien und Bulgarien – die Notbremse ziehen.

Schneider-Ammann: Wir beide sind ja Unternehmer und wissen ganz genau, dass es in positiven Zyklen einfacher ist. Mir geht Ihre ewige Angstmacherei auf die Nerven. Entscheidend ist doch: Haben wir geregelte Verhältnisse mit unserem wichtigsten Handelspartner EU oder nicht? Bei einem Nein setzen wir diese mutwillig aufs Spiel. Es ist für mich unverständlich, dass Sie als Unternehmer ein solches unnötiges Risiko

«Im ganzen Bankensektor werden jetzt <Hochqualifizierte> entlassen. Zu Tausenden!»

eingehen wollen. Was sind denn die Alternativen? Die Idee der Personenfreizügigkeit ist, dass nur ins Land kommt, wer einen Arbeitsvertrag hat oder als Selbständigerwerbender für sich sorgen kann. Bei den Verhandlungen waren wir doch nicht so naiv. Es kommen jetzt nicht alle rein und wollen von unseren Sozialleistungen profitieren. Ziel ist, unser Wachstum zu fördern, die Wirtschaft anzukurbeln und damit auch die Sozialwerke zu bezahlen.

Blocher: Mit einem Nein zur Ausdehnung auf Rumänien und Bulgarien stellt man keine weiteren Verträge aufs Spiel. Das ist Angstmacherei. Aber wenn jemand, der hier arbeitet und nach kurzer Zeit – im Extremfall nach einem Tag – arbeitslos wird, kann samt Familie bis zu fünf Jahren die besten Sozialleistungen Europas beanspruchen. Darum werden sie in der Schweiz bleiben!

Schneider-Ammann: Wir Unternehmer stellen doch niemanden nur für einen Tag an, wir holen die Leute, weil wir sie längere Zeiten brauchen. In den guten Zeiten zahlen sie Beiträge, und in den schlechten belasten sie die Kassen. Per saldo ist das für uns gut. Das zeigen die vergangenen Jahre.

Blocher: Das sind nur Erfahrungen in einer Höchstkonjunktur, ja einer Überhitzung! Und erst seit anderthalb Jahren mit den fünfzehn alten EU-Staaten! Die ersten drei Monate einer rückgängigen Konjunktur sprechen Bände.

Schneider-Ammann: Vielleicht sogar eine Überhitzung. Aber die Angstmacherei ist nicht in Ordnung. Bundesrat und Parlament haben mit der EU eine Lösung gefunden, die gangbar ist. Dass es die beste aller schlechten Lösungen ist, will ich ja gar nicht abstreiten.

Noch mal, Herr Schneider-Ammann: Glauben Sie, dass die Leute wieder heimgehen,

wenn sie arbeitslos werden, oder bleiben sie hier?

Schneider-Ammann: Vielleicht werden sie tatsächlich hier bleiben. Aber grundsätzlich gehen die Leute immer zurück in ihre Heimat, wenn sie dort Arbeit finden. Und je freier der Markt ist, umso grösser ist die Bereitschaft heimzukehren. Die Leute wollen zwar soziale Sicherheit, aber in erster Linie wollen sie arbeiten.

Blocher: Wenn die Sozialleistungen gleich wären wie in der Schweiz, hätten Sie recht. Aber das ist nicht so. Unser Sozialstaat wirkt wie ein Sog. Ich mache ein Beispiel: Polen hat 54 Prozent Arbeitslosengeld für sechs Monate. Wir haben 80 Prozent für 400 Tage. Und jetzt wollen wir diese Praxis noch auf Rumänien und Bulgarien ausdehnen – zwei der ärmsten Länder in der EU mit hoher Arbeitslosigkeit, mit hoher Kriminalität und der höchsten Korruption europaweit. Ich kann nicht verstehen, dass die Wirtschaft so kurzfristig denkt.

Schneider-Ammann: Ich will ein paar Sachen richtigstellen. Wer kommt, hat einen Arbeitsvertrag und ist darum registriert. Wir werden niemanden hier haben, der sich eingeschlichen hat. Jeder, der kommt, hat die gleichen Rechte – aber auch die gleichen Pflichten. Wenn Sie sich derart vor den Rumänen und Bulgaren fürchten, warum argumentieren Sie mit den Portugiesen und Deutschen? Das ist doch keine korrekte Argumentation.

Blocher: Er kann für maximal sechs Monate einreisen ohne Vertrag, um Arbeit zu suchen. Erfahrungen haben wir seit anderthalb Jahren. Am meisten rekrutierten wir in Deutschland und Portugal. Mit Rumänien und Bulgarien haben wir keine Erfahrungen. Darum sind Deutschland und Portugal relevante Beispiele, die zeigen: Selbst aus diesen Ländern gehen die Leute nicht mehr nach Hause, weil die Verhältnisse hier im Falle der Arbeitslosigkeit und der Sozialleistungen viel besser sind als bei ihnen zu Hause. Der Anstieg bei der Arbeitslosigkeit von 89 Prozent für die Portugiesen in der Schweiz in nur drei Monaten ist keine Angstmacherei, sondern leider Realität.

Schneider-Ammann: 89 Prozent von relativ wenig ist nicht wahnsinnig viel. Und es handelt sich hier um ein saisonales Problem.

Blocher: Wenig? Im September 2008 waren 4604 Portugiesen in der Schweiz arbeitslos. Bereits im Dezember 2008 waren es 8634. In den kommenden Monaten müssen die Unternehmen massiv Kosten reduzieren, um ihre Unternehmen lebensfähig zu halten. Zu Tausenden werden sie Leute entlassen. Darum sollten wir jetzt nicht zu sehr von der vergangenen Hochkonjunktur sprechen. Die 200 000 Arbeitsplätze, die geschaffen wurden, sind in kurzer Zeit wieder abgebaut. Die Personenfreizügigkeit wird unsere Sozi-

alkassen massiv belasten. Darum nicht auch noch neue Verträge unterzeichnen.

Herr Blocher, wenn man Sie so reden hört, fragt man sich, warum Sie der Personenfreizügigkeit je zugestimmt haben. Es geht Ihnen doch nicht um Rumänien und Bulgarien.

Blocher: Ich sagte schon damals nein. Aber jetzt haben wir die Verträge, deren negative Folgen in der Krise auf uns zukommen. Aber Verträge sind nun einmal Verträge. Darum würde ich diese heute nicht kündigen. Aber wenigstens nicht noch Verträge mit neuen Staaten und mit Staaten mit ganz anderer Qualität abschliessen. Und dies schon gar nicht jetzt vor einer Krise, von der wir nicht

«Wir Unternehmer stellen doch niemanden nur für einen Tag an.»

wissen, wie sie uns treffen wird. Ob am 8. Februar 2009 ein Ja oder ein Nein resultiert: Neuverhandlungen mit anderen Bedingungen für die Personenfreizügigkeit sehe ich als unvermeidlich.

Die bilateralen Verträge neu aushandeln?

Blocher: Sicher die Personenfreizügigkeit. Das ist im Interesse der Wirtschaft. Sie werden sehen, auch andere europäische Staaten werden auf diese Personenfreizügigkeit zurückkommen.

Das wird die EU nicht zulassen.

Blocher: Ewig dieser vorausseilende Gehorsam! Wer den Erfolg von Anfang an schon in Frage stellt, wird ihn auch nie erreichen! Sollte es eine schwerwiegende Weltwirtschaftskrise geben, was ich nicht hoffe, was aber auch nicht ganz ausgeschlossen werden kann, werden wir notfalls auch die bestehenden Freizügigkeitsverträge kündigen müssen, wenn eine Änderung nicht möglich sein sollte. Dafür haben wir aber Zeit genug, denn ab Mai besteht eine sechsmonatige Kündigungsfrist. Sehen denn die Politiker und die Wirtschaftsverbände überhaupt nicht, was eigentlich abläuft in der Weltwirtschaft? Dass man in guten Jahren ähnlich leichtsinnig war wie alle Banken auf der Welt, kann man ja noch hinnehmen. Aber dass man heute auf dem gleichen Pfad weitergeht und nicht sieht, was in der Weltwirtschaft derzeit abläuft, ist für mich unverständlich.

Ist es nicht undemokratisch, dass die Weiterführung und die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit – zwei verschiedene Dinge – zu einer Vorlage verbunden wurden?

Schneider-Ammann: Es stimmt: Der Bundesrat hat 2000 und 2005 gesagt, dass über eine Verlängerung und Ausweitung separat abgestimmt werden kann. Ich selber habe dreimal gegen dieses Päckli gestimmt und mich bei der Schlussabstimmung der Stim-

me enthalten. Aber das Zusammenknüpfen der beiden Fragen war ein parlamentarisch-demokratischer Prozess.

Blocher: Ich hätte nie gedacht, dass Politiker zu so etwas fähig wären. Von Simbabwe hätte ich vielleicht so etwas befürchtet, aber nicht von der Schweiz.

Schneider-Ammann: Das war unbestritten ein demokratischer Prozess, von Staatsrechtlern bestätigt. Persönlich hätte ich aber den Mut gehabt, die beiden Vorlagen dem Volk einzeln vorzulegen.

Meinen Sie tatsächlich, bei einem Nein hätten wir die besseren Voraussetzungen, einen bilateralen Weg mit der EU zu gehen? Glauben Sie im Ernst, dass bei einem Nein die Schweiz und die EU an den Tisch kommen würden und die EU sagt: Okay, ihr dürft wünschen, was ihr wollt? Ich habe den Eindruck, dass wir bei einem Nein genau am gleichen Ort landen wie jetzt mit einem Ja, bloss mit schlechteren Konditionen.

Blocher: Die Wirtschaftsverbände sitzen vor der EU wie das Kaninchen vor der Schlange. Es ist doch so einfach: Die EU hat ihre Interessen, und wir haben unsere. Die sieben bilateralen Verträge sind zu neunzig Prozent im Interesse der EU. Das Päckli, das jetzt vorliegt, ist darum bedenklich, weil es zwei getrennte Fragen beinhaltet, zu denen wir nur eine Antwort geben können. Für die Stimmbürger ist es das Werk der Totengräber der Demokratie. Wenn die Mehrheit am 8. Februar 2009 ja sagt, was heisst das dann? Ist es ein Ja zur Ausdehnung auf Rumänien und Bulgarien, oder ist es ein Ja zur Weiterführung mit den bisherigen EU-Staaten? Wenn wir aber nein sagen, wissen wir auch nicht, zu was man nein gesagt hat. Der Bundesrat kann aber das Päckli aufschnüren und die Weiterführung separat dem Parlament vorlegen. Darum ist das Nein auf jeden Fall besser als das Ja. Ich glaube, gegen die Weiterführung gäbe es nicht einmal ein Referendum. Aber für Rumänien und Bulgarien kommt dies nicht in Frage.

Die EU würde nie akzeptieren, dass wir mit diesen beiden Ländern eine Sonderregelung haben.

Blocher: Schon wieder dieser Defätismus. Viele EU-Länder machen bereits Sonderregelungen mit diesen Staaten. Nur die kleine Schweiz ausserhalb der EU meint, sie könne und dürfe nichts tun. Ich bin überzeugt, dass wir mehr herausholen könnten. Doch setzt es voraus, dass man in der Regierung etwas für die Schweiz erreichen will. Für EU-Befürworter ist es natürlich kein Ziel.

Herr Schneider-Ammann, könnten wir bessere Verträge aushandeln?

Schneider-Ammann: Herr Blocher muss den Beweis dafür ja nicht mehr antreten.



«Geregelte Verhältnisse mit Europa»: Abstimmungsplakate.

Blocher: Ich würde dies gerne beweisen! Aber leider wurde dies unterbunden. Nach einem Nein müsste man es. Aber es darf doch nicht sein, dass wir im Voraus sagen, wir können sowieso nichts herausholen. An diesem Defätismus geht das Land noch zugrunde.

Schneider-Ammann: Ich will klipp und klar festhalten: Bei dieser Abstimmung geht es im Wesentlichen um die Frage, in welchem Verhältnis wir zur EU organisiert sind. Alle Schweizer können jetzt sagen, ob wir den bilateralen Weg mit der EU weitergehen wollen und Kenntnis davon nehmen, dass sich die EU erweitert hat. Es scheint mir wichtig, dem Volk zu sagen, dass es nicht unter Druck steht. Dass man einfach ja oder nein zu einem bestehenden Verhältnis sagen kann.

Dieses Bild vermittelt die Pro-Kampagne nun aber wirklich nicht. Der Baum mit den fruchtbaren und abgestorbenen Ästen suggeriert, dass wir zwischen Untergang und Wohlstand wählen können.

Schneider-Ammann: Das ist Symbolik, die besagt, dass es uns bei einem Ja besser gehen wird und wir bei einem Nein in unsichere Zeiten schlittern.

Blocher: Die kurzfristigen Interessen der Unternehmer, unter möglichst vielen In- und Ausländern wählen zu können, ist verständlich, vor allem in der Hochkonjunktur. Aber die Schweiz wird verlieren, weil die Sozialwerke und ihre Defizite dank der Personenfreizügigkeit von den Schweizern und ihrer Wirtschaft zu bezahlen sind. Das zeigt sich vor allem in wirtschaftlich schlechten Jahren.

Schneider-Ammann: Tatsache ist, dass das Schweizer Volk entscheiden kann, ob man den bilateralen Weg mit der Ausweitung ge-

hen will oder nicht. Bei einem Nein sagt das Volk, man will weder verlängern noch erweitern. Aber was es genau will, weiss man dann nicht. Nur die Gegner behaupten, dass das Volk etwas anderes meint.

Blocher: Dann muss man das Volk halt fragen. Dann wird sich zeigen, die bilateralen Verträge stellt man heute nicht in Frage. Aber neue Verträge für die Personenfreizügigkeit wollen die Schweizer nicht.

Schneider-Ammann: Was passiert bei einem Nein? Brüssel wird es zur Kenntnis nehmen, und der Bundesrat wird es bestätigen müssen. Ich gehe aber nicht davon aus, dass wir die Verträge kündigen würden.

Blocher: Der Bundesrat muss die Weiterführung nochmals dem Parlament vorlegen und dies neu beschliessen. Wenn er will, kann er dies der EU noch mitteilen, aber Folgen gibt es keine.

Schneider-Ammann: Das ist zu einfach. Damit wird das Parlament ausgeschaltet, das den Entscheid gefasst hat, die beiden Vorlagen zusammenzuschneiden. Das vom Volk gewählte Parlament hat in einem demokratischen Prozess gesagt, wir können die Frage verknüpfen und dem Volk vorlegen, und wir bekommen eine Antwort darauf, ob Ja oder Nein.

Blocher: Bei einem Ja legen sie es dann aus, wie es den Politikern passt.

Schneider-Ammann: Nein.

Blocher: Doch.

Schneider-Ammann: Nein.

Blocher: Doch, darum hat es das Parlament ja überhaupt zusammengeschnürt.

Schneider-Ammann: Nur im Fall eines Neins kann es zweifach ausgelegt werden. Im Fall eines Ja nicht.

Blocher: Weil die Politiker bei einem Nein ein Interesse daran haben, die Vorlage zu trennen. Da treffen wir uns ja wieder.

Schneider-Ammann: Ein Nein ist ein klares Signal an Brüssel: Wir wollen weder verlängern noch erweitern. Also beginnt eine Frist zu laufen, die das ganze bilaterale Paket aushebeln könnte.

«Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir bessere Bedingungen aushandeln können.»

Was genau passiert am 9. Februar, dem Tag nach der Abstimmung, falls es ein Nein gäbe?

Schneider-Ammann: Der Bundesrat wird den Willen des Volkes akzeptieren. Er wird wissen, wie wichtig geregelte Verhältnisse mit Europa sind. Er weiss, dass wir die EU nicht geteilt behandeln können. Er wird nach Brüssel gehen und die Resultate auf den Tisch legen. Wenn der Bundesrat und die EU bei einem Nein nicht innerhalb kürzester Zeit eine neue Lösung fänden, stünden wir vor einem Scherbenhaufen. Dieses Risiko will ich definitiv nicht eingehen.

Blocher: Insofern stimme ich mit Ihnen, Herr Schneider, überein: Ein Nein hat der Bundesrat zu akzeptieren. Er wird das Päckli nicht nochmals verknüpft vorlegen können. Das verlangt der Respekt vor dem Volk. Aber einzeln kann er sie neu vorlegen.

Wie könnte man bei einem Nein weiter vorgehen?

Blocher: Die EU hat schon mitgeteilt, sie wolle die Verträge auch bei einem Nein nicht kündigen. Und die Schweiz wird es auch nicht tun.

Schneider-Ammann: Herr Blocher, wir dürfen diese Abstimmung, die für unser Land derart wichtig ist, nicht einem parteipolitischen Kampf opfern.

Blocher: Wer führt hier einen parteipolitischen Kampf?

Schneider-Ammann: Wenn die SVP jetzt mit Drohungen Wahlkampf macht, allein um ihre Opposition zu markieren, geht das nicht an.

Blocher: Weil Sie keine Argumente mehr haben, greifen Sie zu solchen Ausweichmanövern. Es geht um die Schweiz, und nicht um irgendeine Partei. Die Frage ist: Was bedeutet die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit in einer wirtschaftlich unsicheren Zukunft? Diese tiefe weltwirtschaftliche Krise hat uns alle überrascht. Hat die Schweiz die Kraft, in einer solchen Situation einen Vertrag zu unterschreiben und darin solche Sozialleistungen für Leute mit einer so kurzen Arbeitszeit und ihre Familien anzubieten? Oder ist die Schweiz

gezwungen, ihre Sozialleistungen an osteuropäisches Niveau anzupassen? Also massiv zu senken? Bereits heute sind bei einem Ausländeranteil von 21,3 Prozent über 45,9 Prozent der Arbeitslosen Ausländer. Wenigstens sprechen wir nicht mehr von einer automatischen Guillotine! Das ist schon einmal wichtig.

Gibt es für Sie keine Guillotine, Herr Schneider-Ammann?

Schneider-Ammann: Doch, die Dossiers sind miteinander verknüpft, darum kann man von einer Guillotine sprechen. Wenn wir die Personenfreizügigkeit nicht weiterführen, werden alle anderen bilateralen Abkommen in Frage gestellt. Das Entscheidende ist, wie man mit dem Volksentscheid umgeht und was man Brüssel meldet. Aber auch ich kann mir nicht vorstellen, dass der Bundesrat nach einem Nein Brüssel erklärt, dass das Schweizer Volk alle bilateralen Verträge kündigen möchte.

Blocher: Leider steht dies aber in euren Broschüren: Wer betreibt hier Angstmacherei? Aber Sie haben recht: Der Bundesrat wird nicht so dumm sein und die Verträge kündigen, weil er überhaupt keinen solchen Auftrag hat.

Schneider-Ammann: Das Volk weiss, und darum ist unsere Kampagne korrekt, dass ein Nein für Brüssel ein Nein zur Personenfreizügigkeit wäre.

Blocher: Was macht denn der Stimmbürger, der das eine will und das andere nicht? Der hat keine Möglichkeit zu stimmen. Ja ist falsch, und Nein ist falsch.

Schneider-Ammann: Wenn er ja sagt, akzeptiert er, dass es nur eine einzige EU gibt. Bei einem Nein sagt er höchstwahrscheinlich nein zu ...

Blocher: Wenn das die Interpretation eines Ja ist, dass es nur eine einzige EU gibt und dann automatisch die Personenfreizügigkeit für alle auch kommenden Staaten gilt, also zum Beispiel als Nächstes für die Türkei, für Mazedonien, für Serbien, das Kosovo, und man spricht bereits von der Ukraine und weiteren Ländern, die bald einmal zur EU gehören werden. Dann muss man ohnehin jetzt dringend nein sagen.

Herr Schneider-Ammann, bei welchen Ländern ist denn für Sie die Schmerzgrenze im bilateralen Weg erreicht? Müssen wir in zehn Jahren automatisch auch ja sagen zur Erweiterung auf die Türkei oder die Ukraine?

Schneider-Ammann: Wenn sich die EU tatsächlich nochmals erweitern würde, stünden wir wahrscheinlich wieder vor der Frage, ob wir die Ausdehnung mitmachen oder die gesamten Verträge kündigen wollen.

Sind für Sie, Herr Blocher, die bilateralen Verträge nicht wichtig genug, um sie zu verteidigen?

Blocher: Sie haben eine gewisse Bedeutung. Aber die Behauptung des Wirtschaftsverbands Economiesuisse, die Schweiz stehe und falle mit diesen Verträgen, ist doch Unsinn.

Schneider-Ammann: Nein, das behauptet die Economiesuisse nicht. Es gibt aber keine Alternativen.

«Die EU hat schon mitgeteilt, sie wolle die Verträge auch bei einem Nein nicht kündigen.»

Blocher: Es gibt immer Alternativen. Ein Unternehmer muss immer Alternativen haben. Jetzt haben wir die Alternative, die Notbremse zu ziehen und dem Volk die Erweiterung und Ausdehnung demokratisch vorzulegen. Auch die EU hat ein Interesse an guten Verhältnissen. Die Schweiz ist schliesslich der zweitwichtigste Kunde der EU.

Herr Schneider-Amman, glauben Sie, bessere Verträge liegen nicht drin?

Schneider-Ammann: Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir bessere Bedingungen aushandeln können. Oder welche Verbesserungen würden Sie sich denn wünschen?

Blocher: Man könnte allfällige neue Verträge mit dem Steuerstreit verknüpfen. Die EU ist derart interessiert, dass wir die Personenfreizügigkeit gewähren, dafür sollten wir auch etwas bekommen. Es sind Sicherungsmassnahmen möglich. Zum Beispiel Arbeitsvertragsdauer als Voraussetzung für den Bezug von Sozialleistungen. Mit unserem Widerstand stärken wir die Verhandlungsposition des Bundesrats entscheidend. Aber man muss wollen.

Könnten wir bei Rumänien und Bulgarien mehr herausholen?

Blocher: Ja, wie schon gesagt. Aber die Verhandlungen werden weitere Möglichkeiten eröffnen. Wenn wir wollten, bekämen wir grosse Zugeständnisse, davon bin ich überzeugt. Ob diese reichen würden, muss man dann sehen. Schlimmstenfalls müssten wir verzichten. Denn selbst innerhalb der EU weiss man nicht, wie man das Problem mit den neuen Ländern lösen kann. Auch diese Staaten suchen neue Wege und sind doch alle sogar Mitglieder. Und das sollte einem Aussenstehenden wie der Schweiz nicht möglich sein?

Schneider-Ammann: Dass wir mehr herausholen könnten, ist eine reine Behauptung. Wir steuern auf schwierige Zeiten zu. Wenn die Krise sich weiter verschlimmert, wird die Europäische Union vielleicht nicht einmal mehr gemeinsam auftreten können. Das wäre der allerschlimmste Fall, an den ich am liebsten überhaupt nicht denken möchte. Ein destabilisiertes Europa darf es nicht geben!

○



Hier erfahren Sie mehr – www.porsche.ch oder Telefon 0840 356 911.

**Auch das Unternehmen Familie sollte wirtschaftlich sein.
Das fängt schon beim Firmenwagen an.**

Der neue Cayenne Diesel.

Der 3,0-Liter-V6-Turbodiesel des neuen Cayenne Diesel arbeitet mit direkter Treibstoffeinspritzung.

Sein Turbolader mit variabler Turbinengeometrie (VTG). Für hohe Effizienz und niedrigen Verbrauch.

Ab CHF 86'200.- (inkl. 7,6% Mehrwertsteuer).

Entdecken Sie den neuen Cayenne Diesel als Weltpremiere am Auto-Salon Genf vom 5. – 15. März 2009.

Oder auf einer Probefahrt bei Ihrem Porsche Zentrum.



PORSCHE

Holocaust für alle

Von Henryk M. Broder — Sind wie im Gaza-Konflikt irgendwo Juden involviert, geht der Adrenalinpiegel der Selbstgerechten steil in die Höhe.

Bis vor kurzem galt der Holocaust an den Juden als ein singuläres Ereignis der Geschichte, ein ultimativer Zivilisationsbruch ohne Parallele. Wer es wagte, die Endlösung der Judenfrage im Kontext mit der Endlösung der Armenierfrage durch die Türken im Jahre 1915 zu erwähnen oder auf spätere Völkermorde in Kambodscha, Ruanda, dem Kongo oder Darfur hinzuweisen, ohne die Einmaligkeit des Holocaust zu betonen, der geriet umgehend in den Verdacht, das grosse NS-Projekt zu verharmlosen.

Die «industrielle Vernichtung von Menschen» war das entscheidende Alleinstellungsmerkmal, als ob es darauf ankäme, ob Menschen wie am Fließband oder in individueller Handarbeit umgebracht werden. Die Deutschen mochten von ihrem «Sündenstolz» nicht abrücken – den Holocaust soll uns erst mal einer nachmachen! –, die Juden ihre Poleposition in der Hierarchie der Opfer mit niemand teilen.

Doch nun ist alles ganz anders. Die deutsche Friedensbewegung demonstriert unter Hamas-Fahnen gegen den Holocaust in Gaza, die NPD ruft zu einer Mahnwache auf («Stoppt den israelischen Holocaust im Gaza-Streifen»), in der *Katholischen Sonntagszeitung für das Erzbistum Berlin* ist von einem «Bluttausch» die Rede, dem die israelische Regierung verfallen sei, als würden die Juden wieder Christenkinder schlachten, um aus deren Blut Matzen zu backen. Und alle zusammen sind sich einig, dass das Warschauer Getto, verglichen mit Gaza, ein relativ gemüthlicher Ort gewesen sein muss.

So etwas wäre vor zwei, drei Jahren noch ein Tabubruch gewesen. Ein deutscher Historiker, der im Zusammenhang mit den Bombardements deutscher Städte durch die Alliierten von einem «Bombenholocaust» sprach, wurde von den Platzwartenden des Feuilletons sofort zur Ordnung gerufen. Und er tat gut daran, sich von seiner Wortwahl zu distanzieren, wenn er nicht in den Verdacht geraten wollte, den «Revisio-nisten» der NPD unter die Arme zu greifen.

Es liegt was in der Luft. Die israelische Intervention in Gaza, die jedermann kritisieren kann, ohne betonen zu müssen, er meine es gut mit Israel, hat eine Welle der moralischen



Entrüstung ausgelöst, die ausbleibt, wenn z. B. die Russen in Tschetschenien wüten oder Muslime sich gegenseitig massakrieren. Das ist quasi der natürliche Gang der Dinge; sind dagegen Juden involviert, geht der Adrenalinpiegel der Selbstgerechten steil in die Höhe.

Darin einfach Antisemitismus zu sehen oder den Versuch, sich auf dem Rücken der

Juden von einer historischen Last zu befreien – die sind auch nicht besser! –, wäre zu einfach. Vielmehr geht es darum, den Juden ein Privileg streitig zu machen. Schlimm genug, dass der Allmächtige sie zu seinem auserwählten Volk gemacht hat, dass sie den Monotheismus, die Psychoanalyse und den Marxismus erfunden haben, seit 1945 haben sie auch noch den Holocaust für sich gepachtet und verteidigen diese Parzelle des Grauens wie ein Fahrgast seinen Fensterplatz in einem überfüllten ICE. Aus der Sonderbehandlung, die sie erfahren haben, wird eine Vorzugsbehandlung, von der andere sich ausgeschlossen fühlen. Die Juden wollen ihren Fensterplatz für sich behalten. Und wie immer, wenn eine Gruppe ihre Privilegien mit anderen nicht teilen will, melden sich Benachteiligte zu Wort und fordern eine gerechtere Verteilung der Ressourcen. Der Holocaust ist für alle da! Er wird vergesellschaftet.

Vernichtung Israels

Nicht nur in Deutschland, wo es zum Holocaust noch einen direkten historischen Bezug gibt, auch anderswo. Im schottischen Glasgow sollte letzten Sonntag eine Feier zum Holocaust Memorial Day stattfinden, veranstaltet von der Scottish Palestine Solidarity Campaign. Als Redner stand Azzam Tamimi auf dem Programm, ein Hamas-Unterstützer, der sich mit seinen Aufrufen zur Vernichtung Israels einen Namen gemacht hatte. Der beste Weg, an die Opfer des Nazi-Holocaust zu erinnern, so hiess es in der Ankündigung der Gedenkfeier, sei der, gegenwärtige und zukünftige Völkermorde zu verhindern.

So wird der gute alte Holocaust inzwischen von Leuten als Argument benutzt, die bis jetzt bestritten haben, dass es ihn überhaupt gegeben hat. Und bald wird es auch die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über ein neues Phänomen geben: den Holocaust-Neid.

Spuhler, Bieri, Grunder, Blocher, Briner, Deiss

Die Umgebung des Thurgauer SVP-Nationalrats und Waggonbauers Peter Spuhler (Stadler Rail AG) legt Wert auf die Feststellung, dass sich CVP-Ständerat Peter Bieri (ZG) nicht allein von der Firma Stadler bezahlen lässt. Wie die *Weltwoche* vor zwei Wochen berichtet hat, steuert neben den SBB (100 000 Franken) auch Spuhlers Unternehmen jährlich 20 000 Franken an Bieris neuen Lobby-Job als Präsident des Informationsdienstes für den öffentlichen Verkehr (Litra) bei. In der Tat lässt Bieri sich zudem von Spuhlers Konkurrentin, der Bombardier Transportation Schweiz AG, entlohnen. Er sitzt in deren Verwaltungsrat und bezieht dafür ein nicht beziffertes «branchenübliches» Honorar. Das Geld ist gut angelegt; Peter Bieri präsidiert die Verkehrskommission des Rats. (upe)

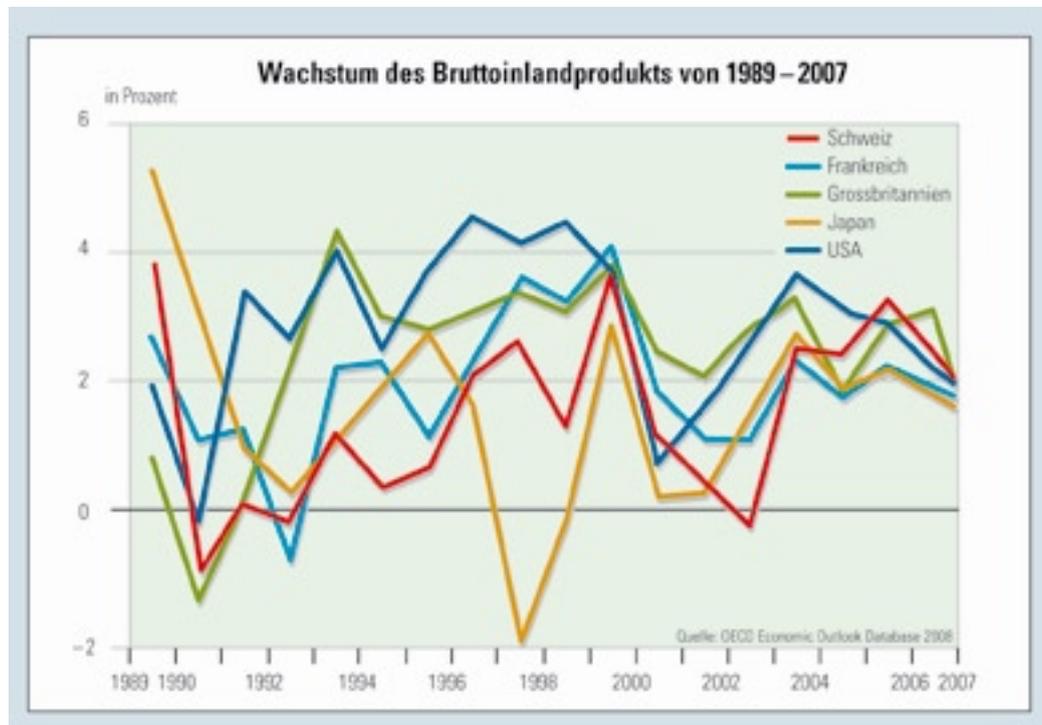
Wenn Bundesrat und Bundesratsparteien am 13. Februar im Von-Wattenwyl-Haus die prekäre konjunkturelle Entwicklung und den Steuerkrieg mit der EU erörtern, dann erfolgt diese Aussprache gemäss Mitteilung der Bundeskanzlei, wie schon im letzten Herbst, ohne die BDP. Die Minipartei, die eine Bundesrätin stellt, wurde diesmal zwar korrekt kontaktiert, doch BDP-Präsident und Nationalrat Hans Grunder (BE) verzichtet vorläufig auf die Teilnahme an diesen Gesprächen, bis die Partei Fraktionsstärke erreicht hat. (upe)

Der Ständerat, der sich als einziges Mitglied der GPK gegen die Publikation des Berichts zur Affäre Tinner gestemmt hat, ist kein Anhänger des ehemaligen Justizministers Christoph Blocher (SVP), der die vom Bundesrat angeordnete Aktenvernichtung durchführen liess. Es war der Schaffhauser FDP-Ständerat Peter Briner, der die kritische Analyse des Vorgangs unter dem Deckel halten wollte. Briner vertrat in dieser Sache die Interessen der US-amerikanischen Behörden: Er präsidiert den Parlamentarischen Verein Schweiz–USA, der in Bern für die Weltmacht lobbyiert. (upe)

Alt Bundesrat Joseph Deiss will am Donnerstag sein Comeback geben und für die Personalfreizügigkeit werben. Eine gute Gelegenheit also, um das vom Parlament beschlossene Päckli und seine Aussage von 1999 in der *Berner Zeitung* zu erklären: «Mit der Möglichkeit [eines Referendums über die bilateralen Verträge] wird uns niemand beschuldigen können, wir wollten das Volk über den Tisch ziehen und stillschweigend vorwärtsgehen. Wir kommen in der Europadiskussion nur weiter, wenn wir transparent sind und das Vertrauen der Bevölkerung haben.» (aku)

Aller schlechten Dinge sind drei

Von *Silvio Borner* — Die Schweizer Wirtschaft hat im Moment nicht eine, sondern mehrere Krisen zu bewältigen. Nur, die Ankurbelungsprogramme des Staates gehen in die falsche Richtung.



Konjunkturzyklen: Die Schweiz weist eine langwierige Wachstumsschwäche auf.

Die schweizerische Wirtschaft präsentiert sich krisengeschüttelt. Wo man hinkommt, wird von der Krise gesprochen. Doch in Wirklichkeit sind es deren drei: eine Finanzkrise, eine Konjunkturkrise und eine Wachstumskrise. Die beiden letztgenannten sind auf der Grafik leicht auszumachen. Diese zeigt uns die jährlichen Wachstumsraten des kaufkraftbereinigten Bruttoinlandprodukts (BIP) einiger Länder für den Zeitraum 1989 bis 2007. Für die Schweiz erkennen wir klar eine langwierige und schwere Wachstumsschwäche, die auf den scharfen Konjunkturreinbruch von 1989/90 folgte und jährliche Wachstumsdefizite von ein bis zwei Prozentpunkten im Vergleich zu den anderen Ländern mit sich brachte. Auf den Wohlstand wirkte sich dies mit rund minus zehn Prozent sehr happig aus.

Diesem gravierenden Kriechgang des Wachstums habe ich 2004 ein Buch gewidmet mit dem Titel «Wohlstand ohne Wachstum – eine Schweizer Illusion». Da es aber just ab 2003 mit der Konjunktur rasant nach oben ging, gerieten Buch und Wachstumsschwäche schnell in Vergessenheit.

Bereits gegen Ende der neunziger Jahre schien die Wachstumsschwäche überwunden zu sein, doch es folgte ein neuerlicher Abschwung, der unser Land besonders hart traf. Erst ab dem Jahre 2002 erlebten wir einen län-

geren Aufschwung, der uns endlich wieder auf den Wachstumspfad der Vergleichsländer hievte. Doch ab 2007 ging es wieder abwärts – zögerlich vorerst, aber dann ab 2008 deutlich schneller. Erstmals geht aber das Wachstum in den USA und der EU schneller nach unten als in der Schweiz. Ob das auch nach 2009 so bleibt?

Abgesehen von der Finanzkrise war der Konjunkturzyklus in der Schweiz zwischen 2007 und 2008 ohnehin am oberen Wendepunkt angelangt. Das ist weitestgehend normal. Doch jetzt droht dieser Abschwung mit dem Zusammentreffen des grössten Desasters der Finanzmärkte seit 1930 in eine schwere Rezession auszuarten. Einige sprechen gar in Anlehnung an die dreissiger Jahre von einer bevorstehenden Depression.

Heute Schulden, morgen Steuern

Ich bin der Ansicht, dass die Finanzkrise dank der gigantischen staatlichen Spritzen von Notenbank und Finanzministerien langsam Boden finden sollte. Die im historischen Vergleich ebenfalls enormen staatlichen Ausgabenprogramme zur Konjunkturankurbelung berechtigen zumindest zur Hoffnung, dass in der zweiten Hälfte 2009 oder spätestens dann 2010 auch der untere Wendepunkt des Konjunkturzyklus durchschritten sein wird. Beide Annahmen sind optimistisch, aber nicht unrealistisch. Sind wir

dann alle Sorgen los? Leider nicht. Denn dann fängt unter Umständen die Wachstumskrise wie schon 1989 und abgeschwächt 1999 erst recht wieder an. Und diese ist langfristig für unseren Wohlstand viel gravierender als ein einmaliger Rückgang des BIP von ein bis zwei Prozent in einer Rezession, die ein bis zwei Jahre dauert. Die wirklich schwierige Frage ist also – um auf die Grafik zurückzukommen –, ob nach Überwindung der Finanz- und Konjunkturkrise die BIP-Entwicklung wieder während Jahren um die Nullwachstumslinie dahindümpeln wird.

Dieses Risiko besteht leider, trotz der historisch einmaligen staatlichen Gegensteuerung zur Finanz- und Konjunkturkrise oder, besser gesagt, gerade deswegen. Aus Platzgründen müssen für die Erklärung dieses Paradoxons ein paar Stichworte genügen. Der Staat hat sich unter Umständen finanziell übernommen und Schuldenberge aufgehäuft, welche die Zukunft schwer belasten und im Extremfall zu neuen Finanzkrisen – diesmal staatlichen – führen können. Die Schulden von heute sind die Steuern von morgen. Und wenn die Zinsen wieder ansteigen, werden wir dies mit voller Wucht zu spüren bekommen.

Zudem hat sich der Staat grosser Teile der ehemals privaten Finanzunternehmen bemächtigt und betreibt nun politisch motivierte Investitionslenkung im Rahmen einer politisch korrekten Geschäftsstrategie. Verstaatlichte Banken haben in der Vergangenheit viel Unheil produziert. Finanzhilfen und Konjunkturspritzen behindern oder verhindern gar die dringend notwendigen Strukturanpassungen innerhalb und ausserhalb des Finanzsektors. Konjunkturprogramme sind überdies für die Forderungen diverser Interessengruppen ein gefundenes Fressen: Endlich können sie sich ihre bislang als unwirtschaftlich abgelehnten Lieblingsprojekte vom Staat finanzieren oder zumindest subventionieren lassen. Konjunkturstimulierung, Ökologisierung und sogar Sozialpolitik sind scheinbar alle auf einmal zu haben, beispielsweise mit der Förderung der Fotovoltaik oder Gebäudesanierung. So wird zu viel fehlinvestiert und zu wenig nach wirklich Neuem geforscht, zu viel saniert, zu wenig abgerissen und neu gebaut. Schliesslich haben liberale Prinzipien, beispielsweise im Bereich des freien Handels oder der offenen Arbeitsmärkte, erhebliche «Kollateralschäden» erlitten, ganz zu schweigen von weiteren Liberalisierungsschritten im Bereich von Energie, Kommunikation oder Verkehr. Die schon vorher nur scheinbar realisierten Liberalisierungen kommen zum Stillstand oder erfahren gar eine Trendumkehr. All dies zusammengenommen könnte ab 2010 zu einem erneuten verlorenen Wachstumsjahrzehnt führen, wie wir es schon in den neunziger Jahren erlebt und durchlitten haben.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Bundesratsgenehme Demokratie

Von Christoph Mörgeli

Wie gewinnt man eine Abstimmung? Indem man die Bürgerinnen und Bürger mit guten Argumenten überzeugt? Eine sympathische, aber, wie man neuerdings feststellen muss, ziemlich naive Vorstellung.

Am 8. Februar hat die Schweizer Bevölkerung zwei Fragen in einer Abstimmung zu beantworten: einmal die Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit den bisherigen 25 EU-Staaten und zum anderen die Ausdehnung des Abkommens auf Rumänien und Bulgarien. Eine Differenzierung ist nicht möglich. Dank eines politischen Ganovenstücks von CVP und der sonstigen Linken.

Schon folgt die nächste Trickserie. Anfang Jahr legte der Bundesrat die Abstimmungsvorlagen vom 17. Mai fest. Darunter eine – angeblich – auf sieben Jahre befristete Steuererhöhung für die Invalidenversicherung. 0,4 Prozent Mehrwertsteuern für eine in sich marode IV. Jährlich 1050 Millionen Franken mehr Steuern für alle. Nun kommt der Bundesrat auf seinen Beschluss zurück. Aus Einsicht? Nein. Er fürchtet ein Abstimmungsdebakel. Und will den Termin verschieben. Bis die Zeiten wieder rosiger werden. Eine Zwischenfrage: Gehört es nicht zu den Spielregeln der Demokratie, dass man Abstimmungen auch verlieren kann?

Im März 2008 trompetete das Parlament noch voller Tatendrang: «Mit einer Zusatzfinanzierung können wir in eine bessere Zukunft für unsere IV blicken» (CVP-Nationalrat Reto Wehrli). «Unsere Fraktion hat dieser Zusatzfinanzierung zugestimmt, wir stehen dahinter» (FDP-Nationalrätin Marianne Kleiner). Jetzt heisst es linksrum kehrt. Vor allem bei der Wirtschaft: Es habe keinen Sinn, meinte Economiesuisse-Präsident und alt FDP-Nationalrat Gerold Bührer, sich mit «einem voraussehbaren Nein» in eine Situation zu manövrieren, welche die IV-Sanierung blockieren würde. Werden jetzt in Zukunft Abstimmungen generell ausgesetzt, wenn sie «voraussehbar» anders rauskommen, als es die Regierung und ihre Wirtschaftslakaien wollen?

«Ausserordentliche Situationen», entschuldigt die NZZ mit Blick auf die Finanzkrise, würden «ausserordentliche Schritte» erfordern. Dieser «ausserordentliche Schritt» besteht darin, an der Demokratie herumzuschrauben. Das Stimmvolk hat bundesratsgenehm abzustimmen. Oder gar nicht. Oder vielleicht später. Bald wachsen auf dem Bundesplatz Bananen. Auch ohne Klimaerwärmung.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Dick(brettbohrer) Marty

Von Peter Bodenmann — Barack Obama will die völkerrechtswidrigen CIA-Kerker in Europa auflösen. Einer hatte recht.



Gegen Kerker, Atomtünftler, Gammelfleisch-Händler: FDP-Ständerat Marty.

Wer die Begriffe besetzt, kann Fakten ungestraft auf den Kopf stellen, um seine Interessen durchzusetzen.

In den Zeiten Willy Brandts stand das Wort Reformpolitik für mehr Demokratie, mehr Freiheit und mehr soziale Gerechtigkeit. Mit Hilfe vieler Sozialdemokraten wurde das Gegenteil daraus. Reformen mutierten – denken wir an die deutschen Hartz-IV-Gesetze oder das SP-Bettelverbot – zu Schneeschleudern neoliberaler Hatz auf die Verlierer der Gesellschaft.

Einst standen rechte und linke Liberale in der Schweiz für mehr Transparenz, Gewaltentrennung sowie direkte und indirekte Demokratie ein. Das alles ging in den letzten Jahren etwas vergessen und verloren. Drei Fälle belegen dies.

Fall 1: Die CIA unterhielt in Europa geheime Gefängnisse. Der Tessiner Ständerat Dick Marty untersuchte im Auftrag des Europarates diesen Skandal. Die offizielle Schweiz – bis hin zu unserer Aussenministerin – hat den aufrechten Tessiner bei seinen Arbeiten nicht unterstützt. Jetzt ordnet US-Präsident Barack Obama die Schliessung jener Kerker an, deren Existenz der britische Sozialdemokrat und Mittäter Tony Blair immer bestritten hat.

Fall 2: Die Familie der Ingenieure Tinner arbeitete für mehrere Herren. Für die Pakistani genauso wie für die CIA. Haben die tifigen Tinners Schweizer Gesetze verletzt? Wir werden es nie wissen, weil der Bundesrat im Auftrag

der CIA und unter Verletzung der Gewaltentrennung die Gerichtsakten widerrechtlich schreddern liess. Jene, die wie Christoph Blocher in Parteiversammlungen gegen die Amerikaner stänkerten, waren in Tat und Wahrheit deren Aktenvernichter. Dick Marty kündigt uns weitere Enthüllungen an.

Fall 3: Bundesrat und Finanzdelegation haben zusammen mit der Nationalbank der UBS mittels Kriegs- und Notrecht 66 Milliarden Franken zugeschoben. Es ging kein Sturm der Entrüstung durch Medien und Politik. Stattdessen zitterten zu viele um die Kurse ihrer Aktienpakete. Angst frisst direktdemokratische Seelen auf.

Das Erstaunliche an diesen drei Fällen: Keine Partei – nicht einmal die Grünen – bekämpft systematisch und offen diesen sich in den letzten Jahren beschleunigenden Niedergang liberaler und demokratischer Kultur. Von der SP bis zur SVP stecken die jeweils zuständigen Bundesrätinnen und Bundesräte unter der gleichen Decke, wenn es gilt, rechtswidrig Kerker, Atomtünftler und Gammelfleisch-Händler zu schützen.

Aufgebrochen wird dieses Kartell – wie das Beispiel der illegalen CIA-Kerker zeigt – vorab von aussen. Weil es in Bern zu wenige Dick Marty gibt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Fertig mit lustig

Von Kurt W. Zimmermann — Richtig übel um eine Branche ist es erst bestellt, wenn Oligarchen und Staat sich dafür interessieren.

Der *Evening Standard* war stets eine unserer liebsten Lektüren. 1827 gegründet, ist das altmodische Blatt so etwas wie die Mutter aller Abendzeitungen. Es ist beim *afternoon tea* im «Ritz» so unverzichtbar wie die *scones*.

Seit letzter Woche ist der *Standard* im Besitz des russischen Oligarchen Alexander Lebedew. Die Schweizer kennen ihn, weil ihm das Fünfsternhotel «Château Gütsch» oberhalb Luzerns gehört. Das ist vergleichsweise charmant.

Sonst ist Lebedew nicht gerade der Typ, den man sich an der Spitze einer Zeitung wünscht. Er ist ehemaliger Offizier des KGB. Auf reichlich obskure Weise wurde er Besitzer einer Grossbank und Hauptaktionär der Aeroflot. Zusammen mit dem auch eher obskuren Ex-Präsidenten Michail Gorbatschow gehört ihm die Zeitung *Nowaja Gaset*. Er ist gemäss *Forbes* über drei Milliarden Dollar schwer.

Mit solch finanziellem Background konnte er sich den Kauf des defizitären *Evening Standard* locker leisten. Er zahlte dafür ein britisches Pfund, also Fr. 1.59.

Nach dieser trüben Einleitung fürchten nun wohl unsere Leser, wir würden heute in Kulturpessimismus verfallen. Genau so ist es. In Krisenzeiten offenbart sich stets eine der schrecklichen Eigenheiten der Medienbranche. Verleger sind Hasenfüsse. Bei Gegenwind verlieren sie schnell den Glauben an sich selbst und scheuen jedes Risiko. In Krisenzeiten können darum externe Investoren immer extrem billig in die Medien einsteigen, weil sie mehr Courage haben.

Beispiel zwei ist die *New York Times*. Der Mexikaner Carlos Slim Helú, inzwischen reichster Mann der Welt, hat soeben die NYT mit einem Kredit von 250 Millionen Dollar vor dem Kollaps gerettet. Er wird dafür, weil der Verlag den Kredit kaum zurückzahlen kann, nach der Sulzberger-Familie der grösste Einzelaktionär des Unternehmens. Zum Unternehmen gehören auch der *Boston Globe*, die *Herald Tribune* und weitere dreizehn Tageszeitungen.

Slim Helú ist auch nicht gerade der Typ, den man sich an der Spitze einer Zeitung wünscht. Er machte sein Geld mit dem mexikanischen Telefon-Monopolisten Telmex, den er bei der Privatisierung zu einem Spottpreis aufkaufen konnte. Der Deal wurde unter dem bekanntlich völlig korruptionsfreien Präsidenten Carlos Salinas abgewickelt.

Weiter im Kulturpessimismus. Wenn eine Branche richtig darniederliegt, kreist schnell auch ein besonderer Geier über der Todeszone, der Staat. Besonders schön kann man



Hotelbesitzer und Verleger: Oligarch Lebedew.

das derzeit in Frankreich observieren. Nachdem der heldenmütige Präsident Nicolas Sarkozy bereits die Banken-, Gänseleber- und Autoindustrie gerettet hat, rettet er nun auch die Medien. 600 Millionen Euro fliessen neu in die Presse, 450 Millionen in den öffentlichen Sender France 2. In England wiederum treibt die Regierung von Gordon Brown die Fusion der zwei TV-Sender Channel 4 und Five voran, in staatlichen Mehrheitsbesitz wohlverstanden.

Sarkozy und Brown sind auch nicht gerade die Typen, die man sich an der Spitze einer Zeitung wünscht.

Das Gegenteil von Meinungsfreiheit

Machen wir uns keine Illusionen. All die Lebedews, Slims und Sarkozys machen sich nicht in der Medienbranche breit, weil sie um die Pressefreiheit fürchten. Sie wollen nicht Meinungsfreiheit, sie wollen das Gegenteil. Unser *Evening Standard* wird künftig kaum mehr die Korruption der russischen Oberschicht beschreiben. Unsere *New York Times* wird kaum mehr die Wirtschaftspolitik Mexikos durchleuchten. Unser France 2 wird kaum mehr die Politik des Präsidenten kritisieren.

Schöne heile Medienwelt. Aber die klassischen Verleger wollen es nicht anders. Sonst würden sie selber investieren.

Ende des Kulturpessimismus. Nächste Woche wird es wieder lustig.

Zum Niederknien

Von Gion Mathias Cavelti

Youtube wurde 2005 ins Leben gerufen, und als Gott sah, dass es gut (sprich: unglaublich erfolgreich) war, schuf Er Godtube*. Allah zog mit Muxlim** nach, und bevor JHWH, Manitu oder Tlahuizcalpantecuhtli ins Geschehen eingreifen konnten, stieg Papst Benedikt XVI. ins Videportal-Business ein. Popetube*** ist seit letzter Woche online. Sechzehn kurze Filmchen wurden schon hochgeladen (Stand: 25. Januar, 14.21 Uhr). Unter «Heiss diskutiert» ist ersichtlich, was gerade *the hottest shit* ist: Auf Platz eins steht das Werk «Angelus» mit 0 Kommentaren, auf Platz zwei folgt «Das Netz fördert Dialog und Solidarität» mit 0 Kommentaren, und noch ganz knapp aufs Podest geschafft hat es «Friede beruht auf Gerechtigkeit und Fortschritt» mit 0 Kommentaren.

Das derzeit beliebteste Video («Kommunikation des Vatikans HD», wobei ich immer noch nicht herausgefunden habe, wofür HD steht: Hüftdysplasie? Heissdampf? Höchstdosis? Harley-Davidson? Nein, Sie brauchen mir keine bösen Briefe zu schreiben, das sind alles Vorschläge von Wikipedia, wie übrigens auch Holocaust Denial, eine Idee, auf die ich niemals selbst gekommen wäre, obwohl der Papst doch erst vor wenigen Tagen die Aufhebung der Exkommunikation von Bischof Richard Williamson bekanntgegeben hat, der... Ach, solche Themen gehören nicht hierher) zeigt in 96 Sekunden, dass der Vatikan schon immer die neusten medialen Errungenschaften in seinen Dienst zu stellen wusste.

Dazu fällt mir eine Begebenheit ein, die sich zu der Zeit zutrug, als ich für Bischof Haas als Ministrant walten durfte. Nach dem österlichen Pontifikalamt in der Kathedrale zu Chur schauten sich die beteiligten Ministranten und Geistlichen im Bischöflichen Schloss die Übertragung der Erteilung des Ostersegens durch den Papst an, und zwar (gezwungenermassen, wir waren ja beschäftigt gewesen) ab Video. Die Frage kam auf, ob der Segen ab Videoband auch «gültig» sei. Die Antwort war dann, wenn ich mich richtig erinnere, «Ja», worauf einige der Beteiligten vor dem laufenden Fernseher selig auf die Knie fielen. Mir wird immer noch ganz feierlich zumute, wenn ich daran zurückdenke... Heute tun sie es wohl vor dem Internet.

*www.godtube.com

**http://muxlim.com

***www.youtube.com/vaticanit

Leserbriefe

«Ohne qualifizierte Arbeitskräfte aus dem EU-Raum hätten etliche Stellen weder geschaffen noch besetzt werden können.» *Martin Menzi*



Sozialleistungen: Traumwagen mit Hilfe der Arbeitslosenkasse.

Privilegierter Zugang zum EU-Markt

Nr. 4 – «Einwanderung in den Sozialstaat»; Peter Keller über die Personenfreizügigkeit

Bevor wir unterstellen, wer was falsch darstellt, verschweigt, beschönigt oder ins falsche Licht rückt, sollten wir uns fragen, was im Falle eines Neins am 8. Februar auf dem Spiel steht: Jeder dritte Franken in der Schweiz wird mit der EU erarbeitet und der europäische Markt bietet Zugang zu 490 Millionen Konsumenten. Darüber hinaus hätten ohne Zugang zu hochqualifizierten Arbeitskräften aus dem EU-Raum etliche Stellen weder geschaffen noch besetzt werden können. Stimmen wir der Weiterführung der Personenfreizügigkeit zu, bewahren wir der Schweizer Wirtschaft den privilegierten Zugang zum EU-Markt, wirken einer für die Wirtschaft schädlichen Isolierung entgegen und zeigen der EU, dass wir ein verlässlicher Handelspartner sind und bleiben werden.

Martin Menzi, Zürich

Macht es Sinn, zu Beginn einer schweren Krise die Landesgrenzen für noch mehr Ausländer zu öffnen? Unsere Sozialleistungen sind ungemäss attraktiv für Personen aus dem EU-Ausland. Die Einwanderungswelle in den neunziger Jahren hat gezeigt, wie stark unsere Sozialwerke durch Missbräuche belastet werden können. Die Entlassungen, die von den Befürwortern bei einem Nein am 8. Februar herbeigeredet werden, haben die Schweizer Arbeits-

ämter bereits erreicht. Im Dezember meldeten sich bei den regionalen Arbeitsvermittlungstellen knapp 120 000 Menschen als arbeitslos. Das entspricht einer Zunahme von zehn Prozent gegenüber November. Die Krise ist da! Unkontrollierte Einwanderung bedeutet Gefährdung unserer Arbeitsplätze und Sozialwerke.

Kurt Spillmann, Präsident Sozialbehörde, Dübendorf

Übertrifft das Mittelmass

Nr. 4 – «Wider den Küblböck-Effekt»; Daniele Muscionico über das Kulturradio DRS 2

Als langjähriger, treuer DRS-2-Hörer erfreue ich mich fast täglich an der «Mattinata» und an den verschiedenen Musikprogrammen, die mit grossem Sachverstand von David Schwarb, Roland Wächter und deren Team gesendet werden. Die Qualität dieser Sendungen übertrifft tatsächlich das von Margrit Sprecher in all ihren Publikationen abwertend angestrebte Mittelmass, ohne dass der Eindruck entsteht, elitär wirken zu wollen. Fundierte Kenntnisse, oft auch mit einer angenehmen Prise Humor vorgetragen, finden sich auch in den kulturellen Rezensionen. *Anthony van Hoboken, Küssnacht*

Abhandengekommene Moral

Nr. 4 – «George W. Bush»; Roger Köppel über den abgelösten US-Präsidenten

Wer George Walker Bush «moralische Klarheit» attestiert, dem ist entweder jegliche

Moral oder die Klarheit des Urteils oder aber beides zusammen zumindest vorübergehend abhandengekommen. *Thomas Nyfeler, Bern*

Aufholen bringt mehr Prozente

Nr. 4 – «Sommerzeit»; Peter Bodenmann über das Wirtschaftswachstum

Wie kann Peter Bodenmann so naiv sein und die deutlich stärkere Steigerung des BSP innert der letzten 15 Jahre in den Staaten Finnland, Schweden und Österreich gegenüber der Schweiz vor allem mit dem EU-Beitritt der erstgenannten drei Länder begründen, ohne zu berücksichtigen, auf welchem hohem Niveau das BSP der Schweiz im Vergleich zu Finnland, Schweden und Österreich schon vor 15 Jahren war? Aufholen aus tieferem Stand bringt eben mehr Prozentpunkte als der Kampf, mit der Spitze mitzuhalten. Das grosse Wachstum der letzten Jahre in einigen asiatischen Staaten, quasi aus dem Nichts, macht diese Regel besonders deutlich. *Wolfgang Sidler, Luzern*

Gegendarstellung

In der *Weltwoche* vom 15.1.2009, S. 30, ist zu lesen, dass ich von Frau Bundesrätin Widmer-Schlumpf nach kurzer Zeit der Zwietracht vor die Tür gestellt worden sei. Tatsache ist, dass ich bis zu meiner Pensionierung als stellvertretende Direktorin des Bundesamtes für Justiz im ersten Amtsjahr von Frau Bundesrätin Widmer-Schlumpf als Rechtsberaterin in einem zum vornherein auf Ende 2008 befristeten Auftragsverhältnis beigezogen worden bin. *Ruth Reusser*

Korrigendum

Der dritte Leserbrief zum Artikel «Im Namen des Volkes» (Nr. 3/09), der in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* (Nr. 4/09, Seite 22) abgedruckt wurde, stammt nicht, wie irrtümlicherweise angegeben, von Markus Kölliker, sondern von Rolf Gamma aus Brissago. Wir entschuldigen uns für die Verwechslung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



windsor.

HOLY FASHION GROUP



LEBEN WIR HIER IM SOZIALISMUS?



ODER WARUM FAHREN ALLE DIE GLEICHEN AUTOS?

Warum fahren alle die gleichen Autos? Vielleicht ist es ein Mangel an Alternativen. Oder vielleicht machen wir einfach das am liebsten, was alle tun. Doch es gibt eine Alternative. Sie heißt Inspired Performance und sie ist zu spüren in jedem 6- und 8-Zylinder Motor. In jedem Infiniti.

Der neue Infiniti FX, EX37, G37 und das G37 Coupé.

Entdecken Sie selbst.

www.infiniti.ch

+41 (0) 43 495 92 92

Infiniti is made in Japan.



INFINITI®

Inspired Performance

Staatsstreich von oben

Verführt von der Wirtschaftslobby Economiesuisse, will Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) die bereits fixierte Volksabstimmung über die Invalidenversicherung aussetzen. Sie missachtet damit den Willen des Parlaments und erniedrigt den Souverän. *Von Urs Paul Engeler*



«Fremdgesteuerte Kraftfeldpolitikerin»: Bundesrätin Leuthard.

Die Ansicht, dass den Bürger, der die Vorgänge in Bern kontinuierlich verfolgt, nichts mehr überraschen kann, ist falsch. Mit ihrem Willkür-Antrag, eine bereits fixierte Volksabstimmung auszusetzen und so die Umsetzung eines Parlamentsbeschlusses zu sabotieren, stellt sich CVP-Bundesrätin Doris Leuthard, dirigiert von der Lobby der Wirtschaft, gegen alle Gebräuche und Gesetze. «So etwas hat es überhaupt noch nie gegeben», erklären altgediente Beamte, hörbar entsetzt. Dass der Bundesrat sich auf diese Diskussion einlasse, sei «schlicht verheerend für die Glaubwürdigkeit des Gremiums und der Politik insgesamt».

Am 14. Januar setzt der Bundesrat, einstimmig, ohne Diskussion, die Themen für die Volksabstimmung vom 17. Mai fest. Die heisseste Kartoffel: die Zusatzfinanzierung der Invalidenversicherung (IV) durch Anhebung der Mehrwertsteuer um 0,4 Prozentpunkte. Auch Volkswirtschaftsministerin Leuthard meldet keine Einwände an zum Programm, das seit Wochen vorliegt. Der Beschluss ist rechtskräftig und wird publiziert. Der politische Prozess rollt; die Parteien richten ihre Agenden aus, die Komitees justieren ihre Argumentarien. Die Bundeskanzlei nimmt die Endredaktion des «Bundesbüchleins» an die Hand.

Eine Woche später kommt Leuthard auf den Entscheid zurück. Am 21. Januar überrascht sie

die Kollegen mit dem Antrag, die IV-Abstimmung zu kippen und auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Die konjunkturelle Lage sei nicht günstig, trägt sie vor, eine Steuererhöhung liege quer zu den Bemühungen, die Wirtschaft anzukurbeln, die Vorlage sei darum hochgefährdet. Sozialminister Pascal Couchepin (FDP), der die IV-Milliarden dringend braucht, lehnt den dreisten Plan ab; die andern fünf Bundesräte sind perplex und schweigen. Die rechtlich und politisch brisante Sache wird fürs Erste diskret vertagt. Die NZZ fördert die Pläne gleichwohl ans Tageslicht.

Wie in vielen Geschäften, die sie referiert, ist Doris Leuthard auch hier nicht Autorin, sondern nur adrette Rezitatorin des Textes. Sie hat sich in knapp drei Jahren an der Spitze des Volkswirtschaftsdepartements den konsolidierten Ruf einer vielseitig einsetzbaren Briefbotin erworben. Wer ein Anliegen hat, klopft bei der CVP-Frau oder ihrer Entourage an. Diese Transmissionsriemen funktionierten, meint ein Lobbyist. Intern wird die Chefin als «fremdgesteuerte Kraftfeldpolitikerin» charakterisiert: Solange keine Magnete auf sie einwirkten, mache sie, wie im Fall der IV-Vorlage, nichts – andernfalls aber hurtig schon.

Zum Winkelzug mit der Abstimmungsver-schleppung verführt hat sie die Wirtschaftslobby Economiesuisse, welche die Steuererhö-

hung, die sie bis dato bekämpft hat, nun aus unerfindlichen Gründen unterstützen will, wie Präsident Gerold Bührer verkündet. Die konfuse Verbandsführung, nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe, hat, so scheint es, erst aus den Medien vom Termin erfahren und aufgeregt mit einer Intervention in Bern reagiert. Diese Woche nun hat der Economiesuisse-Ausschuss beschlossen, beim Bundesrat offiziell ein Abstimmungsmoratorium zu verlangen, bis ein Sparkonzept für die Versicherung vorliegt. Regierungsmitglieder wurden von Zürich aus offenbar gezielt nachbearbeitet.

Dass der Bundesrat dieses Szenario ernsthaft geprüft und nun als Ausweg erwogen hat, ist entschieden mehr als eine Verlüderung der politischen Sitten, nämlich ein demokratiepolitischer Bankrott. Das Jonglieren mit verbindlich gesetzten Terminen bedeutet eine weitere Erniedrigung des ohnehin nicht eben hochgeschätzten Souveräns. Dem Volk wird so bedeutet, dass es nur zur Urne gerufen wird, wenn dies der Landesregierung gerade günstig erscheint – und ansonsten zu schweigen hat.

Andernorts eine Staatskrise

Ohne Beispiel ist die Missachtung des klaren Willens des Parlaments. Im Bundesbeschluss vom 13. Juni 2008 haben die Räte verbindlich entschieden, dass die IV-Steuer auf den 1. Januar 2010 in Kraft zu setzen sei. Dieser Zeitplan ist nur dann einzuhalten, wenn Volk und Stände spätestens im Mai dem Vorhaben zustimmen. Die Nottermine im Spätherbst, die auch diskutiert werden, lassen weder den öffentlichen Händen noch der Wirtschaft genügend Zeit zur Budgetierung und zur aufwendigen Umsetzung der geänderten Fiskalsätze. Ein Aufschub des Urngangs wäre darum nicht einfacheineunschöne «Verschiebung» des Projekts, sondern schlicht die Weigerung des Bundesrats, einen Auftrag der vorgesetzten Behörde, der beiden Kammern der eidgenössischen Räte, auszuführen und den Bundesbeschluss dem Volk zum Entscheid vorzulegen. Bereits die Äusserung eines solchen Boykotts wäre andernorts eine Staatskrise.

Wie immer der Bundesrat entscheidet, der politische Schaden ist angerichtet. Die aktuelle Landesregierung hat sich als Behörde entlarvt, die aus Angst vor dem Volk nicht davor zurückschreckt, sich über geltendes Recht hinwegzusetzen und grundlegende Maximen des Staates zu verletzen: ein Signal mit Langzeiteffekt. ○



Essay

«Brüder, seht die rote Fahne»

Das schweizerische Selbstverständnis ist immer noch das eines Landes der Selbstverantwortung und der geringen Verschuldung. Die Realität entfernt sich mehr und mehr davon.

Von Max Frenkel

Die Schweizer sind stolz darauf, nicht in einem Umverteilungsstaat zu leben, sondern in einem Land, in dem Eigeninitiative honoriert wird und Selbstverantwortung noch etwas gilt. Ein Land, das den staatlichen Segen nicht mit der Giesskanne verteilt, sondern nur dort, wo er wirklich nötig ist. Doch die Realitäten zeigen ein weniger rosiges Bild.

1950 lag die Staatsverschuldung der Schweiz (Bund, Kantone und Gemeinden) unter 20 Milliarden Franken, 1990 erreichte sie 98 Milliarden, 2007 betrug sie 235 Milliarden und entsprach rund 48 Prozent des Bruttoinlandproduktes. Gemessen wiederum am Bruttoinlandprodukt, liegt die Schweiz damit zwar etwas hinter der EU; aber gross ist der Unterschied nicht mehr.

Wann immer die Schweiz mit der einen Hand irgendeinen Sektor liberalisiert, baut sie mit der andern Sicherungen auf, damit das Ganze ja nicht allzu liberal werde. Ein Beispiel dafür waren etwa die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit mit der EU. Ohnehin gehört die Forderung nach «flankierenden Massnahmen» heute zum Forderungskanon fast eines jeden Politikers.

Kredite für Kleiderhaken

Ohne Unterlass auch sorgt der Bund mit neuen Programmen und Vorschriften für das Wahre, Gute und Schöne, dem sich seine Bürger zu unterziehen haben, von der Zigarettenabstinenz bis zum Musikunterricht. Das verfassungsmässige Subsidiaritätsprinzip, das will, dass grundsätzlich die dezentralere Staatsebene – Gemeinde oder Kanton – für Neues zuständig sei, bleibt dabei je länger, je mehr auf der Strecke. Und weil der Bund die Suppe anrichtet, tut er es regelmässig auch mit der grossen Kelle. So wurde etwa die ganze Schweiz per Anschubprogramm mit Kinderkrippen überzogen. Die auf einige Jahre beschränkten Kredite bleiben natürlich bestehen, finanzieren aber weniger Kinderkrippen als *nice to have* (normierte Kleiderhaken etwa) und eine Krippenbürokratie.

Sucht man nach Gründen für diese Entwicklung, so findet man sie in der Struktur des politischen Willensbildungsprozesses. Jedes Regierungssystem, das auf die Zusammenarbeit unterschiedlicher Partner angewiesen ist, fördert die Tendenz, den Konsens auf Kosten der

Staatskasse herzustellen. Ein gutes Beispiel ist die deutsche CDU/SPD-Koalition, die das CDU-Versprechen niedrigerer Steuern bereits unmittelbar nach der Wahl in den Wind schlug. Für eine zurückhaltende Ausgabenpolitik wäre offensichtlich eine solide Mehrheit eine zentrale, wenn auch nicht eine unbedingt ausreichende Bedingung. So war es nach 1984 ausgerechnet die dominante Labour-Partei, welche in Neuseeland Staatsaufgaben massiv privatisierte; in Grossbritannien will das hingegen nicht gelingen.



Anschubprogramm: Schweizer Kinderkrippe.

Die Schweiz pflegt mit an sich guten, in der Struktur des Landes liegenden Gründen den Konsens in einem Masse, wie das nirgends sonst der Fall ist. Sie ist ja auch das einzige Land der Welt, das seit 1848 nie einen Regierungswechsel zu verzeichnen hatte und seine Exekutive immer nur schrittweise neuen Gegebenheiten anpasste. Weil man dabei jedoch immer, und immer mehr, versucht, möglichst alle in den Konsens einzubinden, sind bereits die Vorlagen des mehrheitlich bürgerlichen Bundesrats ans Parlament ein Kompromiss: «Konsensfähig» ist das Zauberwort. Im Parlament wird dieser noch weiter mit sozialistischer Sauce «konsensualisiert», weil die Bür-

gerlichen Angst haben, das ganze Paket könnte sonst in einer Volksabstimmung Schiffbruch erleiden. Dass die Ratslinke dann nur allzu oft, und häufig erfolglos, dennoch das Referendum ergreift, sollte eigentlich zur Konsequenz haben, den Konsens nicht zu überdehnen. Diese Konsequenz hat es jedoch nicht; die Harmoniesucht ist zu sehr Übung geworden.

Das wiederum hat auch damit zu tun, dass die parteipolitische Disziplin des einzelnen Parlamentariers denkbar gering ist. Sein Verhalten hat keine Folgen für den Bestand der Regierung. Er kann also nach Lust und Laune persönliche Ziele verfolgen oder versuchen, seinen Wählern «Boni» zu verschaffen. Das be-

Wo sonst gibt es ein Volk, das mit schöner Regelmässigkeit verführerische Initiativen zur Steuersenkung ablehnt?

günstigt ein Abstimmungsverhalten, bei dem eine Hand die andere wäscht.

Nun wäre die Schweiz schon lange ein rein sozialistischer Staat mit einer schwindelerregenden Staatskote (oder vielleicht bereits nicht mehr), wenn es da nicht ein Korrektiv gäbe: das Volk. Dieses hat sich in seinem Abstimmungsverhalten als erstaunlich nüchtern erwiesen. Oder wo sonst gibt es ein Volk, das mit schöner Regelmässigkeit verführerische Initiativen zur Steuersenkung oder für neue staatliche Leistungen ablehnt? Auf der andern Seite: Der Konservatismus dieses Volkes hat zur Folge, dass es ebenso regelmässig nein zu Vorlagen sagt, die etwas abschaffen wollen, was einmal eingeführt worden ist, Wohnbauförderung zum Beispiel.

So verlegen sich denn die Volksbeglucker in Regierung, Parlament und Justiz in letzter Zeit auf eine neue Strategie: Wo immer möglich wird das Vetorecht des Volkes ausgehebelt: weil man EU-Recht «nachvollziehen» muss, weil das Völkerrecht vorgeht, weil man Rahmengesetze macht, weil man Abstimmungspakete schnürt und so fort. Der Marsch in die sozialistische, mindestens etatistische Schweiz, mit einer angeblich bürgerlichen Regierung, ist unaufhaltbar. «Brüder, seht die rote Fahne...» Die schweizerische ist das ja bereits. ○

Steilwände des Schweigens

Das Bündner Dorf Rhäzüns wusste um die Vergewaltigung ihrer Tochter. Doch niemand hatte den Mut, es der Mutter zu sagen. Als Marianne Tschus über das Schweigen reden wollte, regte sich der Zorn der Gemeinde. Jetzt hat sie ein Buch veröffentlicht und wird weiter angefeindet. *Von Bettina Weber*



«Wenn's um meine Kinder geht, werde ich zum Tier»: Marianne Tschus auf dem Spielplatz in Rhäzüns.

Im Januar, nachmittags um Viertel nach drei liegt Rhäzüns bereits im Schatten. Die Strassen sind verlassen, der Wind weht eisig, die Häuser mit ihren rauchenden Kaminen stehen da wie Trutzburgen. An der Eingangstüre des Bahnhofshäuschens hängt ein Schild mit der Aufschrift: «Wegen Vandalismus geschlossen». Zweieinhalb Jahre ist es her, dass Marianne Tschus an einem heissen Julitag in einen Abgrund geblickt hatte. Es war der Tag, an dem sie erfuhr, dass ihre fünfjährige Tochter Selina von zwei Buben aus dem Dorf vergewaltigt worden war.

Der absonderliche Fall beschäftigte damals die Schweiz. Im Dorf kursierten Gerüchte über die Untat. Schon seit fünf Wochen wussten Mütter, Väter, Gleichaltrige Bescheid, dass Selina in der Nähe des Spielplatzes von zwei zehn- und dreizehnjährigen albanischen Buben missbraucht worden war. Nur Marianne und Peter Tschus ahnten nichts. Selina hatte

aus schlechtem Gewissen nichts erzählt, weil sie sich trotz Verbot vom Spielplatz entfernt hatte; es habe dort Hundebabys, hätten die Täter gesagt. Und ihr danach gedroht, es würde etwas Schlimmes passieren, wenn sie jemandem davon erzählte. Einer der drei Mitläufer, die zugesehen hatten, konnte das Ganze nicht für sich behalten, plauderte, und es ergab sich die bizarre Situation, dass in Rhäzüns alle Bescheid wussten, nur die betroffenen Eltern nicht. Niemand hatte den Mut gehabt, es ihnen mitzuteilen. Durch Zufall wurde Marianne Tschus informiert: Eine Freundin von Selina meinte während eines Besuchs bei ihr zu Hause, dass sie «es» der Mama jetzt vielleicht doch sagen sollte. Die Mutter erstattete umgehend Anzeige.

Marianne Tschus ist eine praktische Frau, eine, die nicht lange zaudert, und sie weigerte sich, eingeschüchtert die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen. Sie ging weiterhin im Dorf

einkaufen und schaute den Rhäzünsern gerade ins Gesicht. Die meisten hätten den Blick abgewandt, erzählt sie heute. Sie versuchte, die Normalität aufrechtzuerhalten. Selina und ihrer drei Jahre älteren Schwester Daria zuliebe, die nicht merken sollten, dass ihre Mutter nur noch mit Hilfe von Medikamenten schlafen konnte. Es reifte bei den Eltern der Entschluss: Wir müssen darüber reden. Mehr noch: Marianne Tschus wollte sich ihr Leid von der Seele schreiben in einem Buch, das kürzlich herauskam und den Volkszorn der ertappten schweigenden Dorfgemeinde abermals entfachte: «Wolkenbruch über Rhäzüns».

«Kinder stecken so was gut weg»

Marianne Tschus hat noch nie geschwiegen. Dafür ist sie zu direkt, zu energisch. Wenn irgendwo etwas schief läuft, dann schaut sie hin und spricht es an. «Mein Gerechtigkeits-sinn ist sehr ausgeprägt», sagt sie, «das habe

ich von meinem Vater.» Ihr Buch ist keine Abrechnung, wie ihr jetzt oft vorgeworfen wird, es geht darin auch nicht nur um den Missbrauch von Selina. Es ist die Lebensgeschichte einer Frau, die viel erlebte und immer kämpfte. Sie beschreibt die Beziehung zu ihrem Halbbruder und ihren Eltern, zu denen sie trotz früher Scheidung ein enges Verhältnis hatte, die Heirat des Vaters mit einer jüngeren Frau, die Krankheit des Vaters, den sie beim Sterben begleitete, und die Erbstreitigkeiten. Eigentlich kein ungewöhnliches Leben. Aber da steckt eine riesige Energie dahinter. Das Bild, das beim Lesen von ihr entsteht, deckt sich mit der

Selina gehe doch nach wie vor zum Spielplatz, würde da auch mit Buben herumtollen.

Person, die einem gegenüber sitzt: Marianne Tschus gibt nicht auf, sie krepelt immer wieder die Ärmel hoch. Dass ihre aufmüpfige, geradlinige Art als unangenehm empfunden werden kann, liegt auf der Hand. Fordernd spricht sie ihre Sätze. Und wenn sie dann noch sagt, wenn es um ihre Kinder gehe, werde sie zum «Tier», wird klar, dass sie in Rhäzüns gehörig Staub aufwirbelte.

Der Vergewaltigungsfall war den Rhäzünsern offenbar derart unangenehm, dass sie ihn am liebsten wohl einfach verdrängt hätten. Die Schulleitung sah keinen Grund, Eltern und Schüler über den Fall zu informieren, man wollte schnellstmöglich zur Tagesordnung übergehen, sagt Marianne Tschus, die das nicht hinnehmen mochte. Sie verlangte ein Gespräch mit den Eltern der Täter, weil sie verhindern wollte, dass man sich im Dorf begegnet und eine unangenehme Situation entsteht. Vergeblich.

Stattdessen sahen sich die Tschus' mit dem Vorwurf des Rassismus konfrontiert, weil es sich bei den beiden Tätern um Kosovo-Albaner handelte. «Lächerlich», sagt Marianne Tschus, «die zweite Frau meines Vaters war Serbin.» Aus den Tätern drohten auf einmal Opfer zu werden. Sie zuckt die Schultern. Sie weiss von anderen Fällen in kleinen Dörfern, bei denen ebenfalls die Täter in Schutz genommen und die Opfer verunglimpft worden waren, egal, ob es sich dabei um Ausländer oder Schweizer handelte. «Ein klassischer Abwehrmechanismus: weil es einfacher ist, das, was nicht sein darf, als unmöglich zu betrachten.» Man will nicht wahrhaben, dass so etwas im eigenen Dorf geschehen ist. «Wäre das Ganze in Zürich passiert», sagt Marianne Tschus, «hätten hier in Rhäzüns alle mit dem Finger auf Zürich gezeigt und wären schockiert gewesen. Aber das Ganze fand in einer ländlichen Idylle statt, wo man sich sicher fühlen will.»

Rhäzüns zu verlassen, war nur einen kurzen Moment lang eine Option gewesen. Dann siegte

der Kampfgeist, der Gerechtigkeitssinn. «Es kann doch nicht sein», sagt sie, «dass wir es sind, die gehen müssen. Das wäre ein falsches Signal für Selina. Sie hat keinen Fehler gemacht.» Die beiden Täter sind dann mit ihren Familien ein Jahr später weggezogen, ohne dass sie darum gebeten hätte.

Die negative Haltung der Schule war das ausschlaggebende Moment, weshalb ihr Mann Peter und sie sich entschieden, die Medien über den Fall zu orientieren. Wenn man ihnen schon nicht zuhören wollte hier in Rhäzüns, dann wollten sie das Dorf dazu zwingen. Dem offensiven und selbstbewussten Vorgehen wurde mit Ablehnung und Unverständnis begegnet. Sie sei medieneil, hiess es im Dorf, wolle Geld machen mit dem Schicksal ihrer Tochter. Sie gab weiter unbeirrt Interviews, am Fernsehen und in Zeitungen, und forderte das kollektive schlechte Gewissen der Rhäzünser, die alles gewusst, aber nichts gesagt hatten, mit ihrem forschen Auftreten immer wieder aufs Neue heraus. Warum hat sie unbeirrbar weitergemacht? Sie ist es nicht gewohnt, dass man sich nach ihrem Befinden erkundigt. Die Frage, woher sie diese Energie nehme, verwundert sie. Man muss doch da sein, muss doch funktionieren, für die Kinder, den sterbenden Vater, den eine Lehrstelle suchenden Halbbruder. Für sie sei ihr Mann da, sagt sie, das genüge, bei ihm habe sie weinen können, sich anlehnen, als sie nächtelang in der Küche sass, rauchend und diskutierend. Manche Ehe geht in schwierigen Momenten in die Brüche. Die Familie Tschus hingegen hat es zusammengescheitert.

Besorgte Mütter klagen an

Dann kam 2007 die Nomination für den Prix Courage des *Beobachters*, die weitere Unbill nach sich zog. Vier Mütter aus dem Dorf schrieben gemeinsam an den Schulrat einen Brief. Sie behaupteten nicht nur, Marianne Tschus habe ihre Aufsichtspflicht verletzt, indem sie Selina allein auf den Spielplatz habe gehen lassen, sondern sie zweifelten den Vorfall insgesamt an. Selina wirke doch so unbeschwert und gehe nach wie vor zum Spielplatz, würde da auch mit Buben herumtollen, das sei doch alles gar nicht möglich. In der Zwischenzeit hatten die Täter längst gestanden, es waren auch Urteile ergangen; der Zehnjährige wurde in ein Internat, der Dreizehnjährige in ein Heim eingewiesen, die Mitläufer hatten alles abgestritten und gingen straffrei aus.

Marianne Tschus hörte von dem Brief über Umwege, verlangte Auskunft, blieb hartnäckig, bis sie den Brief in die Hand gedrückt erhielt. Die vier Unterzeichnerinnen waren Mütter von Kindern, mit denen ihre Töchter häufig spielen. Sie lud unter der Leitung der Opferhilfeorganisation Weisser Ring zum Gespräch. Weil man doch reden soll, reden kann, mit ihr jedenfalls sei das möglich. Es erschien

keine der vier Frauen zum vorgeschlagenen Termin.

Noch heute wird sie von den Verfasserinnen des Briefes nicht gegrüsst, weder an den Elternabenden noch beim Einkaufen. Man sieht an ihr vorbei. Kürzlich war sie in Ems und sah dort den jüngeren Täter mit seiner Mutter. Sie ging hin, streckte die Hand aus. Der Frau war es unangenehm, sie verstand nicht, spricht kein Deutsch. Nach den ersten Medienberichten war doch noch ein Gespräch mit den Tätereltern zustande gekommen, unter der Leitung eines Mediators. Über den Verlauf ist Still-schweigen vereinbart worden, es ist Marianne

Es sei degoutant, wie Tschus den Namen von Rhäzüns in den Dreck ziehe.

Tschus nur so viel anzumerken: Auf grosses Verständnis ist sie auch da nicht gestossen. Und entschuldigt haben sich weder die Täter noch deren Familien je bei ihr.

Dunkelziffer bei Sexualdelikten

Vor zwei Wochen war Elterngespräch in der Schule, Zeugnisbesprechung, Selinas Noten bewegen sich alle im oberen Durchschnitt. Es gehe ihr gut, sie sei aufgeweckt und fröhlich. Sie weiss vom Buch, das ihre Mutter geschrieben hat. Die Reaktionen darauf blieben in Rhäzüns weitgehend aus. Eingegangen ist nur ein einziger Brief, anonym, in dem es heisst, dass Marianne Tschus schon eine sehr schwache Frau sein müsse, dass sie derart viel Aufmerksamkeit nötig habe. Es sei degoutant, wie sie den Namen von Rhäzüns in den Dreck ziehe.

Die Autorin winkt ab. Es verletzte sie nicht. Vielmehr berühren sie die Telefonanrufe von Wildfremden, die ihre Geschichte erzählen, Männer und Frauen, die sagen, sie wünschten sich, sie hätten damals eine Mutter gehabt, die so stark gewesen wäre wie sie. Marianne Tschus glaubt, die Dunkelziffer bei Sexualdelikten sei erschreckend hoch. Sie müsse anpassen, dass sie all diese Geschichten nicht zu nahe an sich heranlasse.

Wenn heute eine der Töchter nach draussen zum Spielen geht, zieht sich ihr Herz zusammen. «Aber ich mache doch meinen Kindern keinen Gefallen», sagt sie, «wenn ich sie aus lauter übertriebenem Beschützerinstinkt einsperre. Sie sollen ja eben gerade nicht unter dem Geschehenen leiden. Ich muss meine Angst zurückdrängen.»

Marianne Tschus: Wolkenbruch über Rhäzüns. Verlag Reinhold Liebig. 240 S., Fr. 25.–

Welche Allergie darf's denn sein?

Allergien liegen im Trend. Überempfindlichkeiten sind als neue Zivilisationskrankheiten gefragt. Das massenhafte Auftreten von Allergikern allerdings macht stutzig. Viele Patienten simulieren. Manche Therapien grenzen an Voodoo. *Von Beda M. Stadler und Miroslav Barták (Illustrationen)*



Selbst Rosen aus Pappmaché können einen Asthmaanfall auslösen.

Allergien scheinen zu grassieren. Kaum einer, der sich nicht damit brüsst, gegen irgendetwas allergisch zu sein. Zum Wunsch, gesund sterben zu wollen, kommt die Einsicht, an etwas leiden zu müssen, was aber höchst selten jemanden umbringt. Mit einer Allergie lässt sich oft gut leben. Vor Gesundheit strotzende Menschen haben schliesslich etwas Arrogantes.

Eine Zeitlang schien es, der Übeltäter, der uns mit Allergien bedroht, könnte gefasst sein. Man glaubte, es sei die Umweltverschmutzung. Allergologen stürzten sich auf die Umwelthypothese. Eine Münchner Kollegin schrieb eine aufsehenerregende Arbeit, in der sie nach dem Berliner Mauerfall die Allergiehäufigkeit bei Osis und Wesis untersuchte. Man vermutete, die armen Osis hätten derart unter rauchenden Kaminschlotten, giftigen Trabi-Auspuffen, Kohleheizungen und allen anderen kommunistischen Errungenschaften gelitten, dass sie nur so von Allergien strotzen müssten. Herausgekommen ist das Gegenteil: Die Wesis hatten mehr Allergien.

Weltweit bestätigten seither Wissenschaftler, dass selbst in Neuseeland, wo die Luft kristallklar ist, Allergien am Zunehmen sind und dass selbst die Einwohner von Moskau im Vergleich zu uns Mitteleuropäern wesentlich weniger Allergien haben. Seither sucht man nach neuen Übeltätern und nach neuen Hypothesen,

wobei bis heute niemand erklären kann, warum es zu einer Zunahme vor allem von sogenannten Inhalationsallergien gekommen ist. Wen erstaunt es noch, dass neuerdings einige Allergologen behaupten, die Allergienzunahme sei eine Folge der Klimaerwärmung? Persönlich warte ich darauf, dass ein Kollege behauptet, die Dinosaurier seien wegen Allergien ausgestorben, weil es damals so schön warm war. Der Gipfel aller Verschwörungstheorien ist allerdings die Behauptung, gentechnisch veränderte Nahrungsmittel würden vermehrt zu Allergien führen.

Simulanten auf der Spur

Möglicherweise wurde die Häufigkeit der Allergien überschätzt. Ein Problem könnte darin bestehen, dass den Allergologen Labortests zur Verfügung stehen, die sehr empfindlich feststellen, ob jemand auf einen allergenen Stoff sensibilisiert ist. Das heisst aber nicht, dass er deswegen Symptome hat.

Ein anderes Problem besteht darin, dass selbst ein Allergologe oft nicht unterscheiden kann, ob sein Patient nun ein echter Allergiker oder bloss ein cleverer Simulant ist. Da eine Allergie eine Krankheit ist, für die man sich nicht schämen muss, wird sie gerne missbraucht. Oft tun Mitmenschen dies unbewusst. Hasst jemand Knoblauch, kann er behaupten, aller-

gisch zu sein. Eine liebe Freundin weist mich jeweils darauf hin (nachdem ich gekocht habe), allergisch gegen Petersilie zu sein. Wäre dem so, würde sie wahrscheinlich ebenfalls mit Sellerie, Kamille, Karotte, Anis, Dill, Koriander, Fenchel, Kümmel und Sonnenblumenkernen ein Problem haben: Mehr als 95 Prozent der über tausend allergenen Stoffe sind heute bekannt und charakterisiert. Diese kann man aber auf rund hundert allergene Strukturen, die vom menschlichen Immunsystem erkannt werden, zusammenfassen. Da verschiedene Delikatessen etwas Petersilie benötigen und man dieses Kraut aus Sauce, Suppe oder Terrine nicht mehr herauskriegt, lüge ich sie jedes Mal an. In all den Jahren ist sie nach meinen Kochkünsten stets symptomfrei geblieben.

Hier ein paar Merkmale für den Eigen- und Hausgebrauch, wie man diese Simulanten entlarven kann: Betritt ein Katzenallergiker Ihre Wohnung und beklagt sich sogleich über eine rinnende Nase, brennende Augen oder gar Atembeschwerden, kündigen Sie ihm die Freundschaft. Er hat bloss den Schwanz Ihrer Katze unter dem Sofa gesehen. Bei einer echten allergischen Reaktion braucht es mindestens zehn bis zwanzig Minuten, bis Symptome auftreten. So lange dauert es, bis die Allergene in den Katzenhaaren via Lunge oder andere Eintrittsstellen in den Körper gelangt sind und dort jene Zellen anregen, welche die Substanzen ausschütten, die zu den typischen allergischen Symptomen führen. Simulanten schaffen dies aber alleine mit ihrem Gehirn, was auch bestens erforscht ist. Die gleichen Zellen, die auf Allergene reagieren, können mit Gehirnsignalen stimuliert werden. Bereits im neunzehnten Jahrhundert hat ein französischer Professor so seine Studenten verblüfft, als eine vermeintliche Rosenallergikerin im Vorlesungssaal wegen einer Rose aus Pappmaché von der Schiessbude einen Asthmaanfall produzierte. Kinder, die diesen Trick raushaben, terrorisieren ihre Eltern gerne mit ebensolchen Anfällen. Auch Erwachsene unterliegen manchmal der Versuchung, zu derartigen Sozialterroristen zu werden. Wie oft liefert der Sport das schlechte Vorbild: Unter Spitzensportlern finden sich überproportional viele Asthmatiker, die zum Siegen den Lungenspray brauchen.

Das Paradebeispiel für den allergischen Sozialterrorismus ist der Gast mit Nussallergie im mondänen Restaurant. Normalerweise würde diese graue Maus von niemandem beachtet werden, da aber ihr Leben auf dem Spiel

steht, muss der Küchenchef am Tisch antraben, damit nirgendwo auch nur die Spur eines Nüsschens vorhanden sein wird. Eine Nussallergie verleiht das Recht, das Menü inklusive Sitzordnung im Restaurant zu verändern. Der Simulant erhält ungeteilte Aufmerksamkeit und kriegt obendrein das Mitgefühl oder gar die Liebe und Barmherzigkeit aller Anwesenden. Hätte die graue Maus eine richtige Krankheit, zum Beispiel Hämorrhoiden, würde ihr der gleiche Trick im Restaurant buchstäblich in die Hosen gehen.

Es gibt sie doch

Selbstverständlich gibt es echte Allergiker. Sie leiden, und einige sind tatsächlich vom Tod bedroht, falls ihre Sensibilisierung weit fortgeschritten ist. Es sterben in der Schweiz leider Allergiker an Bienenstichen, aber meines Wissens ist bei uns noch nie jemand an einer Erdnuss gestorben (ausser Kleinkinder, die daran erstickten, weil die Nuss genau in ihre Luftröhre passt). Selbst in Amerika, wo tonnenweise Erdnussbutter verzehrt wird, sind fatale Folgen der Erdnussallergie selten. Trotzdem haben amerikanische Fluggesellschaften die Erdnüsse von Bord verbannt. Welch ein Witz! Als ob amerikanische Flugreisen sicherer als das Knabbern von Erdnüssen wären.

Ein weiteres Problem der Allergieeuphorie besteht darin, dass der Volksmund jegliche Art von Überempfindlichkeit als Allergie bezeichnet. Nahrungsmittelintoleranzen sind keine echten Allergien, aber sie können zu ähnlichen Symptomen führen. Wer eine Laktoseintoleranz hat, der muss Milchprodukte meiden. Das Gleiche gilt für die Gluten- oder Sucroseintoleranzen bis hin zu Intoleranzen gegen Medikamente wie Aspirin. Weil bei diesen



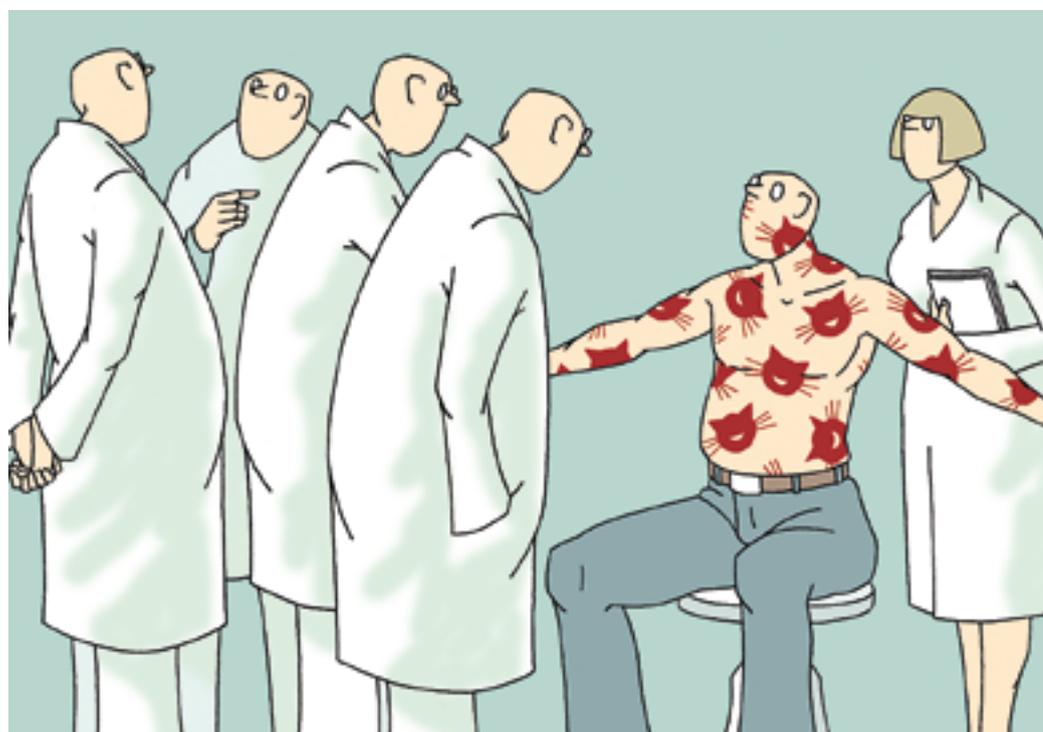
Der Nussallergiker als Sozialterrorist.

Intoleranzen das Meiden des verursachenden Stoffs zur Symptommfreiheit führt, galt dies jahrelang auch als Dogma für die echten Allergiker. Die Allergologen haben ihren Patienten ausnahmslos geraten, dem Allergen aus dem Weg zu gehen. Manch einer hat sich darauf ein Auto mit Pollenfalle angeschafft und sein Domizil in eine Pollenfestung verwandelt, damit er dann zwischen Haustüre und parkiertem Auto genau diejenige Menge Pollen abkriegt, um sich weiter zu sensibilisieren. Da jeder von uns die letzte Nacht mit Hausstaubmilben im Bett verbracht hat, ist es für andere allergene Stoffe ebenso nicht möglich, ihnen wirklich aus dem

Weg zu gehen. Vielleicht war der ärztliche Ratsschlag, das Allergen zu meiden, nicht besonders intelligent, und man hätte den Patienten beim Auftreten der ersten Symptome eher raten sollen, vermehrt Kontakt zu suchen. Während des letzten Weltkrieges gab es offensichtlich keine Kartoffelallergiker, und solange Reis in Japan das fast ausschliessliche Grundnahrungsmittel war, gab es dort keine Reisallergiker. Bei einem Kind, das früher Kuhmilch nicht vertrug und deswegen schrie, tröstete man sich damit, dass es wenigstens starke Lungen bekommen würde. Die Mütter rannten deswegen nicht gleich zum Pädiater, der das arme Baby auf Sojamilch umstellte, damit es später eine Sojaallergie entwickelte.

Diese Einsicht scheint nun langsam auch unter Allergologen Oberhand zu gewinnen. Mein Kollege Thomas E. Platts-Mills, eine Allergologenkapazität aus Charlottesville, Virginia, ist jahrelang an Wissenschaftskongresse getingelt und hat gepredigt, man solle Katzen baden. Bei Allergien gegen Haustiere ist die Compliance der Patienten besonders schlecht, also kam er auf diese abstruse Idee, bei der ich immer zwischen Abscheu vor dieser Tierquälerei und der Ulkigkeit einer nassen Katze hin- und hergerissen war. Platts-Mills, bekannt für seinen britischen Humor, hat seine Patienten in den letzten Jahren etwas genauer angeschaut, und zwar vor allem jene, die eben nicht nur eine Katze, sondern mehrere Katzen oder Hunde hatten. Er musste feststellen, dass es diesen eigentlich besser ging, worauf er konvertierte und nun den Katzenallergikern rät, sich nicht nur eine, sondern gleich mehrere Katzen anzuschaffen. Jüngere Allergologen folgen langsam dieser Einsicht, die unter Immunologen längst eine Binsenwahrheit war: Die Patienten müssen eine immunologische Toleranz entwickeln.

Das massenhafte Auftreten von Allergikern liegt womöglich daran, dass kein Interesse besteht, die Häufigkeit auf ein vernünftiges Mass zu reduzieren. Allergologen und Hausärzte sind einem Gewissenskonflikt ausgesetzt. Ihnen kann es egal sein, ob der Patient ein echter Allergiker oder nur ein Simulant ist. Dem echten Allergiker kann er zwar mit Medikamenten und Therapien helfen, dem Simulanten nicht. Aber er verdient mehr an ihm – bis er zur Alternativmedizin wechselt. Genau dies tun die Simulanten früher oder später mit dem Argument, die Schulmedizin habe nicht geholfen. Im Schosse der Irrationalität nützen dann die abstrusesten Therapien wie etwa Bioresonanz, eine Art technischer Voodoo, oder sie schlucken Similasan und merken gar nicht, dass der Hersteller sich über sie lustig macht, da das Wort «Simulant» im Medikamentennamen steckt. Ich gebe zu, bei diesen Pseudoallergikern wirkt die Alternativmedizin, weil eine Einbildung mit jedem beliebigen Wässerchen therapierbar ist. ○



Woran erkennt man Simulanten?

Keusche Lust

Die Untoten sind zurück: «Twilight», der neueste Vampir-Film, hat in den USA sämtliche Rekorde gebrochen. Der moderne Vampir allerdings ist nicht diabolisch, sondern melancholisch und verbietet sich den Biss in den Hals seiner Geliebten. *Von Alix Sharkey*



In derselben Liga wie Harry Potter: «Twilight»-Darsteller Kristen Stewart und Robert Pattinson.

Vampire werden immer unter uns sein. Wir können die Vorhänge aufreissen und die gleisende Sonne hereinlassen, können, kruzifix- und knoblauchbewehrt, Särge umkippen, ja wir können ihnen sogar Holzpflocke durch die lieblosen Herzen treiben – die Untoten werden trotzdem wiederkehren und nach unserem Blut dürsten. Die jüngste Metamorphose dieser ewigen Legende ist «Twilight» (deutsch «Bis[s] zum Morgengrauen»), ein Hollywoodfilm für Teenager, der auf Stephenie Meyers umwerfend erfolgreichem Romanzyklus für «junge Erwachsene» beruht.

«Twilight» ist ein kulturelles Phänomen. Seit dem Debütroman im Jahr 2005 wurden die vier Bücher des Zyklus – mit den deutschen Titeln «Bis(s) zum Morgengrauen», «Bis(s) zur Mittagsstunde», «Bis(s) zum Abendrot» und «Bis(s) zum Ende der Nacht» – in drei Dutzend Sprachen übersetzt und in über vierzig Millionen Exemplaren verkauft, womit Meyer und ihre Figuren in derselben Liga wie Harry Potter antreten. Seit November letzten Jahres spielte der erste Film der geplanten Trilogie in den USA 181,5 Millionen Dollar ein und läuft jetzt auch in der Schweiz an. Schon bald erscheint die Doppel-DVD-Box und dürfte ebenfalls Rekordumsätze erzielen. Die bislang unbekannt, jetzt aber auch für die beiden Fortsetzungen unter Vertrag genommenen Schauspieler Robert Pattinson und Kristen Stewart sind prädestinierte Superstars. Der Soundtrack des Films mit Songs von Muse und Linkin Park verdrängte das fieberhaft erwartete Comeback-Album von AC/DC von Platz eins der US-amerikanischen Charts. Neben «Bis(s) zum Morgengrauen» werden alle anderen in diesem Monat anlaufenden Filme ein Schattendasein fristen.

Schöner Vampir trifft junges Mädchen

Die «Twilight»-Saga erzählt die Abenteuer des Teenagers Bella Swan, dessen Familie aus Arizona in die verregnete Kleinstadt Forks im Bundesstaat Washington zieht, nachdem ihr Vater als Polizeichef versetzt worden ist. An ihrer neuen Highschool begegnet sie einem geheimnisvollen und überirdisch schönen Jungen namens Edward, der sich als Vampir entpuppt. Trotz seiner Vorliebe für Menschenblut ist Edward sensibel, verständnisvoll und engagiert. Natürlich entbrennen die beiden in Liebe und ziehen sich den Zorn anderer, weniger kultivierter Blutsauger zu.

Selbstredend besteht die Zielgruppe der Saga zunächst aus weiblichen Teenagern – und an zweiter Stelle aus den Jungen, die mit ihnen ausgehen wollen. Und man kann sagen, was man will: «Twilight» ist fürs Tête-à-tête der heisseste Film seit «Titanic». Emily Skinner, ausserordentliche Professorin am College von Charleston in South Carolina, sagt, die Geschichte enthalte alles, was Mädchen an der Schwelle zum Erwachsenwerden umtreibe. «In dieser Phase bevorzugen viele Mädchen Bücher, in denen es um

konkrete Probleme geht», sagt Skinner. «Der «Twilight»-Zyklus ist gespickt mit Themen wie Beziehungen, Verzicht, Liebe, Begehren, emotionale Abhängigkeit und sexuelle Spannung.» Er ist auch geradezu getränkt mit jungfräulicher Romantik; die Hauptfiguren berühren sich kaum, allerdings soll der Zuschauer das eher auf die Furcht vor Edwards Blutgier als auf Bellas Angst vor körperlicher Intimität zurückführen. Da erstaunt es eigentlich nicht, dass Meyer, die Schöpferin der Serie, fromme Mormonin ist und vorehelichen Sex ablehnt.

Teenager und Vampire haben viel gemeinsam. Beide schlafen gern den ganzen Tag, laufen mit Leichenbittermienen herum, als läge die Last der ganzen Welt auf ihren Schultern, verachten konventionelle Essgewohnheiten und sehen die Welt in melodramatischem Schwarzweiss; immer geht es um Leben und Tod. Beide kleiden sich in Schwarz, bilden Cliquen, haben nichts übrig für Knoblauch und Kirchen und verzieren den Hals des Partners gern mit «Liebesbissen». Es gibt aber noch einen anderen stichhaltigen Grund, warum Vampire bei Teenagern so gut ankommen.

Die Geburtsstunde der «Twilight»-Saga war ein Morgen im Juni 2003, als Meyer aus einem lebhaften Traum aufwachte. «Im Traum waren zwei Menschen auf einer Waldwiese in ein intensives Gespräch vertieft», erzählt sie. «Die beiden waren ein ganz normales Mädchen und ein Vampirjunge von fantastischer Schönheit. Die



Tödliche Verlockung: Coppolas «Dracula», 1992.

beiden sprachen darüber, wie verliebt sie seien und dass der Junge vom Duft ihres Blutes dermassen angezogen war, dass er sich kaum zurückhalten konnte, sie auf der Stelle zu töten.» Trotz der zeitgenössischen Aufmachung und der scheinbar fehlenden Erotik ging «Twilight» also auf das elementare Vampirthema zurück: die tödliche Verlockung.

Seit Bram Stoker im Jahr 1897 in seinem Roman-Bestseller «Dracula» einen blutsaugenden Unhold auf die Menschheit losliess, nehmen Vampire in unserer kulturellen Dämonologie einen unanfechtbaren Platz ein. Geschichten von nachtaktiven Hämatophagen mit Reisszähnen und übernatürlichen Kräften gab

es natürlich schon seit Jahrhunderten; das Genie des irischen Romanciers entfaltete sich darin, dass er einer folkloristischen Tradition eine feste Form gab und seinen edlen Grafen als glaubwürdige und relativ moderne Figur gestaltete. Das frappierendste Thema ist aber das der unterdrückten weiblichen Sexualität – und das von Draculas Macht, sie zu entfesseln. Der aus Transsilvanien gebürtige Kritiker Leonard Wolf, führende Autorität in Sachen «Dracula», ist der Ansicht, die Macht der Erzählung beruhe auf dem «sexuellen Doppelsinn des Bluttauschs zwischen dem Vampir und seinen Opfern ... eine regelrecht verstörende psychosexuelle Allegorie, deren Bedeutung Stoker vielleicht gar nicht bewusst war: dass in der Welt nämlich eine dämonische Kraft am Werk ist, um Frauen zu erotisieren. In «Dracula» werden wir Zeuge, wie diese Kraft die bildschöne neunzehnjährige Jungfrau Lucy Westenra in eine schamlose Schlampe verwandelt.»

Unabhängig davon, ob Stokers Hervorhebung von Sexualität und Erotik nun bewusst geschehen war oder nicht, öffnete sie doch ständigen Neuinterpretationen Tür und Tor. Indem er seinen Vampiren die Unsterblichkeit verlieh, sorgte er auch dafür, dass jede neue Generation den Mythos nach ihrem Bilde neu erzählen konnte. Seit Stokers Erzählung im Jahr 1922 zu «Nosferatu» inspirierte, dem Klassiker des deutschen Expressionismus und einem der frühesten Horrorfilme überhaupt, hat praktisch jedes Jahrzehnt mindestens eine Filmversion des Stoffs erhalten, darunter «Dracula» (1931), «House of Dracula» (1945), «Dracula» (1958), «Blut für Dracula» (1966) und «Dracula» (1979), um nur einige zu nennen. Nach einer kurzen Atempause in den achtziger Jahren entstand dann unter der Regie von Francis Ford Coppola «Bram Stoker's Dracula» (1992).

Zu diesem Zeitpunkt hatte Stokers Vampir schon unzählige Nachahmungen und Permutationen erfahren. Den einen diente der Todeskuss des Vampirs als Metapher für Aids, andere verstanden seine Geringschätzung der Menschenwelt als ultimative nihilistische Pose. Heute ist «Twilight» nicht mal der einzige Hit seiner Art: Es gibt noch HBOs Fernsehserie «True Blood», die ebenfalls auf eine Reihe auf-lagenstarker Romane um ein stinknormales Mädchen zurückgeht, das in der tiefsten Provinz lebt und einem flotten jungen Vampir verfällt, der seine Blutgier ebenfalls tapfer unterdrückt. Auch hier lautet der Schlüsselbegriff Sublimierung – von exzentrischem Verhalten, übernatürlichen Kräften, fleischlichen Gelüsten und gewalttätigen Impulsen. Ein Jammer, dass die starke erotische Unterströmung von «Dracula» in diesen Teenager-Vampir-Epen ausgetrocknet und durch gräuliche Sentimentalität und tiefgreifende Unsicherheit ersetzt worden ist.

Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach

«Da kann man neidisch werden»

US-Präsident Obama hat das Potenzial zur Grösse. Russland könnte der Nato beitreten. Israel hatte im Gaza keine andere Wahl. Und die Schweiz sollte der erweiterten Personenfreizügigkeit zustimmen. Sagt Joschka Fischer, ehemaliger deutscher Aussenminister. *Von Roger Köppel und Urs Gehrig*

Es ist so weit. Der erste afroamerikanische US-Präsident ist im Amt, Begeisterung und Erwartungen sind immens. Zwischen Hype und Realismus – wie ist Barack Obama einzuschätzen?

Erst mal zu den USA selbst: Bewundernswert! Neidisch kann man darauf werden, wie dieses Land in der Lage ist, mitten in einer seiner schwersten Krisen sich neu zu erfinden. Und das in einem institutionellen Rahmen, wo man keine Furcht haben muss, dass Emotionen und Heilerwartungen ins Negative umschlagen. Der demokratische Rahmen, die Stärke der Institutionen der Verfassung garantieren in den USA, dass es etwas Gutes mit sich bringt, und das finde ich beneidenswert.

Was ist Obamas entscheidende Qualität?

Erstens ist er ein genialer Redner, der auf Vernunft gründet. Das ist seine grosse Leistung. Er ist kein Verführer, sondern er ist ein rationaler Mensch. Das merken Sie an seiner Rhetorik, er appelliert an die Vernunft und nimmt dennoch die Emotionen mit. Zweitens hat er während der Übergangphase ein imposantes Management gezeigt, nicht zuletzt bei der Auswahl der Personen. Er hatte ja nicht hundert Tage, sondern minus hundert Tage, und die hat er extrem gut genutzt. Insofern reden wir hier nicht mehr nur über Erwartungen, sondern auch über Befunde. Fehler werden kommen. Jeder, der handelt, macht Fehler, muss Fehler machen. Aber wenn sich diese Qualität in Politik umsetzt, hat er das Potenzial für eine grosse Präsidentschaft.

An welchem Punkt waren Sie der Meinung, das ist kein Schlangenölverkäufer, sondern ein Mann mit Substanz?

Schlängenöl? Da war ich von Anfang an nicht der Meinung. Weil er einen sehr rationalen Eindruck macht. Das sieht man, wenn man liest, was er geschrieben hat. Obama ist ein sehr intellektueller Mensch, der die Dinge auch geistig durchdringt und zudem auch sehr gut schreiben kann.

Könnte es sein, dass sich in Europa bald Ernüchterung breitmacht, weil Obama die Europäer in die Pflicht nehmen wird?

Er muss Europa in die Pflicht nehmen, es bleibt ihm gar nichts anderes übrig.

Wo zuerst?

Das werden wir auf die vielfältigste Weise sehen. Ich finde es nur schade, dass wir Europäer in die Pflicht genommen werden

müssen. Weil vieles, was er anpacken will, etwas ist, wo wir eigentlich aus eigenem Interesse heraus handeln müssten.

Woran denken Sie?

Anden Klimaschutz zum Beispiel. Ich habe ein Jahr in den USA gelebt, in Princeton, mein Lebensstandard war derselbe wie in Berlin, aber wenn ich bedenke, was unsere ökologischen Standards sind bei Autos, Gebäudeisolierung, Heizungstechnologie etc., da sind wir in Europa natürlich mehrere Schritte weit voraus. Insofern würde ich mir wünschen, dass wir Europäer da viel aktiver sind. Aber die Krise in Europa wirkt eher blockierend und auseinandertreibend und in den USA vereinigend. Das finde ich eine deprimierende Erfahrung.

Sie haben den Ex-Präsidenten George W. Bush persönlich kennengelernt. War er tatsächlich so schlecht?

Er war so schlecht, wie alle schreiben. Er hat meine schlimmsten Erwartungen locker unterboten.

Mit Dürrenmatt: «Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.»

Es kam immer noch schlimmer, als ich befürchtet hatte. Ich gelte ja in der deutschen Politik als Pessimist. Aber ich muss sagen, da war ich viel zu optimistisch. Schauen Sie, ich hatte einen Vorteil. Man kennt ja meine linksradikale Vergangenheit, die ist ja zu Recht breit erörtert worden, als ich Aussenminister war. Aber seit diesem revolutionären Jahrzehnt in meinem Kopf erkenne ich Radikalismus sehr schnell. Weil ich selber einmal zu der Fraktion gehört habe. Und als ich mit den Neokonservativen zusammenkam, war mein sich sehr bald verfestigender Eindruck: Die sind alles, nur keine Konservativen. Die klangen vielmehr wie die Genossen von früher. Die Politik unter Bush – das haben viele europäische Konservative und Christdemokraten nicht oder erst viel zu spät verstanden – war eine radikale ideologische Politik, die eher zum linken Radikalismus gepasst hätte als zu einer konservativen Position. Das ist vor allen Dingen nach dem 11. September sehr klar geworden. Die Historiker werden gewiss noch genauer herausarbeiten, welche historische Chance Bush damals vertan hat. Und das nehme ich ihm am meisten übel! Überlegen Sie sich einmal, was nach dem 11. September alles möglich war.

Was wäre möglich gewesen?

Es wäre möglich gewesen, in den USA Energiesteuern einzuführen, unter dem Gesichtspunkt der nationalen Sicherheit, dass sie sich unabhängig machen müssten vom arabischen Öl. Es wäre möglich gewesen, den Israelis und Palästinensern zu sagen: «Hört zu, das ist jetzt nicht mehr nur euer Problem, hier geht es um die Sicherheit der USA. Wir werden jetzt darauf drängen, diesen Konflikt mit einem schmerzhaften Kompromiss zu beenden, denn diese Region muss sich verändern, wir können mit diesem Risiko nicht mehr leben.»

Sind die USA geopolitisch im Niedergang?

Das wird sich weisen. Aber wenn Sie vergleichen, wo die USA 2000 standen, bevor Bush übernahm, und wo sie heute sind, dann können Sie zumindest einen relativen Niedergang nicht bestreiten. Ob es ein absoluter Niedergang wird, da hätte ich doch meine Zweifel. Allein die Tatsache, dass Barack Obama gewählt wurde, die Fähigkeit der Amerikaner, in einer solchen Krise so zu antworten, macht mich eher optimistisch.

Ein Wort noch zu Hillary Clinton. Ist sie den Herausforderungen gewachsen?

Eindeutig ja. Es war eine gewisse Tragik, dass Obama gegen Clinton stand. Sie wäre, ohne jeden Zweifel, eine sehr gute Präsidentin geworden. Aber Barack Obama verkörpert auch einen Generationenwechsel. Die Babyboomer, oder im deutschen Sprachgebrauch «die 68er», hatten ihre Zeit. Die sollte nicht überdehnt werden. Aber Hillary wird eine sehr gute Aussenministerin.

Sprechen wir über Russland. Können wir Putin vertrauen?

Die entscheidende Frage ist: Wer ist «wir»? Wenn wir Europa meinen, dann ist die Frage falsch gestellt, denn dann lautete die erste Frage: Können wir uns denn selbst vertrauen im Umgang mit Putin? Denn ein guter Teil der russischen Stärke ist die europäische Schwäche. Russland hängt, trotz Öl und Gas, mehr von Europa ab als umgekehrt. Wenn die EU einen gemeinsamen Gasmarkt hätte, sähe die Lage ganz anders aus. Wenn Putin mit einem EU-Energiekommissar verhandeln müsste und nicht mit einzelnen EU-Ländern, sähe es völlig anders aus. Wir Europäer müssen uns an die eigene Nase fassen: Vertrauen ist auch eine Frage der eigenen Stärke. Je schwächer wir sind, desto mehr verstärken wir selbst begründetes Misstrauen, weil wir an Russland falsche Signale senden. >>>



«*Er ist kein Ver-Führer*»: Deutschlands Ex-Aussenminister Fischer über US-Präsident Obama.

Was will Putin?

Putin will eine Restauration russischer Macht. Was ja in einem gewissen Sinne, wenn es rational geschieht, verständlich und legitim ist. Russland sieht die neunziger Jahre als die Zeit seiner extremen Schwäche, als die Zeit der «ungerechten» Verträge. Russland möchte eine Restauration der postsowjetischen Ordnung, was ich überhaupt nicht akzeptabel finde. Aber ich verstehe die russische Disposition. Der Westen hat sich vor einer Frage immer gedrückt: Was soll Russlands Rolle in der postsowjetischen Welt sein? Die Frage wurde nie beantwortet.

Gehören Georgien und die Ukraine in die Nato?

Von deren Aufnahme halte ich wenig, weil wir letztendlich nicht liefern können. Militärbündnisse sind keine freundlichen

Wie würden Sie die russische Seele beschreiben?

Bevor wir über die Seele reden, lassen Sie uns über die Perspektive Russlands reden. Russland wird riesige Probleme im Fernen Osten bekommen. Der Druck von China ist heute schon da, wird aber noch massiv grösser werden. Der muslimische Süden ist eher ein Problem als eine Perspektive. Achtzig Prozent der Russen leben westlich des Urals und blicken nach Europa. Hinzu kommt, dass die Demografie gegen Russland steht. Zwar ist Russland territorial nicht zu klein, aber von seinem Wirtschaftspotenzial und seiner Bevölkerung her wird es Russland im 21. Jahrhundert kaum allein schaffen. Nun kommen wir zur Seele. Das ist alles nicht ganz einfach für die grossrussische Tradition. Aber die Fakten stehen sozusagen gegen die «Seele» oder auch das Selbstbild. Und an dieser Stelle

Joseph «Joschka» Fischer

Joschka Fischer, Jahrgang 1948, ehemals grüner Spitzenpolitiker, war von 1998 bis 2005 deutscher Aussenminister. Der charismatische Redner und Real(o)politiker fiel vor allem durch seine Unterstützung der Nato-Luftangriffe im Kosovo auf. Ebenso pointiert wandte er sich später gegen den Entschluss der US-Regierung, das Regime Saddam Husseins im Irak zu beseitigen. Nach der Abwahl der rotgrünen Bundesregierung 2005 gründete Fischer eine Consulting-Firma. Ausserdem sitzt er im Vorstand des European Council on Foreign Relations, der vom Milliardär George Soros gegründet wurde. 2006 wirkte Fischer als Gastprofessor in Princeton. (RK)

Den günstigsten Tarif und die besten Handys dazu? **Ganz ein**

comparis.ch:

Sunrise ist am günstigsten.

Ein Test auf dem unabhängigen Schweizer Online-Vergleichsdienst comparis.ch hat gezeigt, dass Sie sowohl als Ab- und-zu-Nutzer, als Normaltelefonierer oder als Vieltelefonierer unter allen Mobilabos in der Schweiz mit den Sunrise Mobilabos am günstigsten telefonieren.

Informieren Sie sich im Sunrise center in Ihrer Nähe oder unter www.sunrise.ch



Nokia 5800 XpressMusic

Monate
24

1.- CHF
Sunrise zero plus

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 598.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSPDA, A-GPS, WLAN



Sony Ericsson C905

Monate
24

49.- CHF
Sunrise zero plus

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 648.-**

- 8,0-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus
- Cyber-shot™-Technologie, FM-Radio
- Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN

Handyangebote: Details zu Sunrise zero CHF 25.- Abogebühr/Mt. oder Sunrise zero plus CHF 50.- Abogebühr/Mt. Weitere Infos unter www.sunrise.ch. * Kombinieren Sie Sunrise click&call 5000 (5000 Kbps Download/500 Kbps Upload) (monatl. Pauschalpreis CHF 75.-) und Sie bezahlen nur noch CHF 30.-/Mt. (jeweils zzgl. entsprechender Mobilabogebühr) und profitieren so von gratis Internet für immer. Mit Sunrise click&call 5000 sparen Sie CHF 49.-/Mt. (CHF 588.-)

Zusagen, sondern Sie gehen da ernste Verpflichtungen ein. Und wenn Sie nicht liefern können, entwerten Sie das Bündnis. Aber das ist nicht der eigentliche Punkt: Welche Rolle soll Russland spielen? Definieren wir die Nato auch in den kommenden zwanzig Jahren weiterhin als ein anti-russisches Bündnis? Manche wollen das, aus guten Gründen, und Putin trägt dazu bei, dass diese Gründe nicht schwächer werden. Dann hat das aber Auswirkungen auf die globale Agenda des Westens. Ein kleiner kalter Krieg mit einem schwächeren Russland, wesentlich schwächer, als es die Sowjetunion war, würde dann heissen: substantielle Abstriche zu machen beim Iran zum Beispiel. Oder aber begreifen wir Russland als Partner, als schwierigen Partner? Ich plädiere für das Zweite.

muss der Westen einhaken und kreativ denken. Auf der anderen Seite setzt das aber einen starken Westen voraus. Ein geeintes und handlungsfähiges Europa, ohne das wird es nicht funktionieren, sonst wird das Ganze ein Vabanquespiel, wo grossrussische Traditionen voll durchschlagen können.

Welches sind die starken Figuren in Europa, die eine Leitfunktion übernehmen könnten?

Ich fantasie mal. Ich will Sie jetzt nicht mit den Namen von realistischen Kandidaten langweilen, sondern ich will Ihnen die passenden Namen nennen, allerdings jenseits aller Realisierungschancen. Was wäre, wenn Sarkozy die europäische Aussenpolitik übernehmen, Merkel mit ihrer ausgleichenden Art Präsidentin der Kommission würde und Gordon Brown die europäische Wirtschaftsregierung führen würde? Plötzlich wäre Eu-

ropa ein Schwergewicht, ohne dass die EU ihre Binnenstruktur ändern müsste. Dann hätte ich keine Sorgen mehr um Putin. Und Obama wäre sehr froh, endlich einen globalen Partner zu haben. Dass aber meine Fantasie nicht realisierbar ist, zeigt das Problem, in dem wir heute in Europa stecken.

Hat Sie Merkels Leistung überrascht, seit sie Kanzlerin ist?

Ja, aber negativ. Da bewirken ihre Fähigkeiten nämlich gerade das Gegenteil. Sarkozy mit seiner Dynamik und Lernfähigkeit und der Leidenschaft, die er mitbringt, wäre ein idealer Motor für die EU-Aussenpolitik. Und Gordon Brown hat in der Wirtschaftskrise bewiesen, dass er von der Sache etwas versteht und dabei auch ein kreativer Kopf ist. Die drei zusammen würden Europa zu Stärke und Handlungsfähigkeit verhelfen.

Zum Nahen Osten: Wird es jemals Frieden geben?

Ich glaube, die politischen Folgen des Gaza-Kriegs werden unterschätzt. Faktisch hat die Hamas sich jetzt endgültig durchgesetzt und ist an die Stelle der Fatah als legitime Repräsentantin der Sache des palästinensischen Volkes gerückt.

Hat Israel richtig gehandelt, indem es den Krieg nach Gaza hineinrug?

Schauen Sie: Welche Regierung kann es sich erlauben, dass Teile ihres Territoriums unter Dauerfeuer liegen, ohne was zu tun? Die Frage ist: Hatte Israel überhaupt gute Optionen?

Ist der Gaza-Krieg das Ende der Zwei-Staaten-Lösung?

Kann gut sein. Das wäre für beide Seiten sehr schlimm. Warum ein Ende der Zwei-Staaten-Lösung? Wenn die Hamas nicht

Darf man zulassen, dass der Iran eine Atom-bombe baut?

Ich finde es den Versuch wert, einen *grand bargain*, einen grossen Handel, in der ganzen Region hinzubekommen. Was das Nuklearpaket betrifft, hiesse das: Verzicht des Irans auf weiteren Ausbau seines Nuklearpotenzials bei Zugang zu Technologie, gekoppelt mit einem neuen Inspektionsregime. Ich denke, das böte dem Iran eine Perspektive. Wenn es nicht gelingt, wird die Konfrontation noch viel heftiger zurückkommen.

Was ist das höchste Gut der Schweiz?

Das ist eure demokratische Kultur und Tradition, eure ständische ...

... spätmittelalterliche ...

... lachen Sie nicht darüber. Dass sich die drei Nationalitäten, entgegen dem Zug der Zeit im 19. Jahrhundert, eben nicht unter das jeweilige nationalistische Banner gestellt haben, son-

Können Sie das nachvollziehen?

Das kann ich sehr gut nachvollziehen. Das ist auch gar nicht der Punkt. Ich würde mir ein entspannteres Verhältnis der Schweizer zur EU wünschen. Das Verhältnis Schweiz-EU funktioniert ja auch sehr gut ohne Mitgliedschaft, wenn man es ordentlich macht. Ich hoffe, dass die Schweizer Stimmbürger begreifen, dass der Volksentscheid über die Personenfreizügigkeit die Interessen der Schweiz schädigen könnte. Denn es geht natürlich nicht, dass man sich aussucht, was man als EU versteht. Die EU ist ein dynamischer Körper, der sich erweitert, und das wird auch in Zukunft so sein. Schweizer Unternehmen, auch die Schweizer Sicherheit profitieren von der EU. Ich hoffe, dass es zu einer vernünftigen Entscheidung kommt.

Und wenn nicht?

Da gibt's halt einen Rückschritt.

infach.



Nokia 6500 Slide

Monate
12

1.^{CHF}
Sunrise zero plus

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 398.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- 8-facher Digitalzoom und Autofokus
- Quadband, Bluetooth, UMTS



Sony Ericsson G705

Monate
24

1.^{CHF}
Sunrise zero

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 398.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera
- Media-Player, FM-Radio mit RDS
- Quadband, HSDPA, A-GPS

Dazu gratis ADSL 5000?

Beziehen Sie jetzt Festnetz- und Mobiltelefonie plus Internet von Sunrise und wir schenken Ihnen die Internetgebühren. Ein Leben lang.

Sie sparen bis **CHF 588.-*** im Jahr.

Upload, CHF 79.-/Mt.) oder Sunrise click&call 5000+ (5 000 Kbps Download/500 Kbps Upload, CHF 59.-/Mt.) mit einem der beiden Mobilabos Sunrise zero plus (monatl. Mindestrechnungsbetrag CHF 50.-) oder Sunrise max (CHF 588.-/Jahr), mit Sunrise click&call 5000+ sparen Sie CHF 29.-/Mt. (CHF 348.-/Jahr). Gültig für Privatkunden und nicht kumulierbar mit anderen Rabatten. Weitere Informationen finden Sie unter www.sunrise.ch/freieinternet

Sunrise

Partner ist, wer ist es dann? Eine Fatah, die kaum noch jemand repräsentiert? Faktisch hiesse das, nicht zu verhandeln. Und das hiesse in der Konsequenz eine Ein-Staaten-Lösung. Und das ist eine düstere Perspektive. Insofern ist die Frage «Wie umgehen mit der Hamas?» eine der wichtigsten Fragen der nächsten Zukunft, wenn man eine politische Lösung will.

Wie muss man mit der Hamas umgehen?

Es ist leicht gesagt: Man muss mit ihnen reden. Das hiesse, sie aufzuwerten, ohne dass sie von der Zerstörung Israels Abstand nehmen. Andererseits ist die Isolationsstrategie gescheitert. Insofern ist Obama gut beraten, sich von Anfang an mit der Region zu beschäftigen und zu versuchen, einen dauerhaften Waffenstillstand hinzubekommen.

dern der ständischen Tradition der Schweiz treu geblieben sind und sie in die Moderne transformiert und daraus ein funktionierendes Gemeinwesen gemacht haben, wo zugleich die nationalen Eigenheiten nicht nivelliert wurden – das ist einzigartig und bewundernswert. Die

«Es geht natürlich nicht, dass man sich aussucht, was man unter EU versteht.»

Schweiz ist gewissermassen die Antithese zum Jahrhundert des Nationalismus in Europa.

Das Schweizer System hat Kontinuität bewiesen, wird es dies weiter tun?

Klar, aber auch um den Preis einiger Lebenslügen ... Sie wollen nicht zur EU gehören, weil der Kompromiss zu gross wäre.

Eine Katastrophe?

Katastrophe nicht. Nein. Die Schweizer Bürger und die Schweizer Wirtschaft hätten es halt wieder schwieriger im alltäglichen Umgang mit der EU. Bulgarien und Rumänien sind beigetreten. Und es gibt nur eine EU. Die Sorgen, die jetzt in der Schweiz eine Rolle spielen, kann ich nicht ganz nachvollziehen. Denn die Schweiz ist ein so gut organisiertes Gemeinwesen, dass sie mit allfälligen Herausforderungen mindestens so gut fertig wird wie Deutschland oder andere EU-Mitglieder.

Im Internet

Lesen Sie eine ausführliche Version dieses Interviews auf www.weltwoche.ch/fischer



Zigaretten und Seidenbettwäsche: Naomi Campbell im Hotel «Ritz», aufgenommen von Michel Comte.



Schwarzer Schwan

Von Daniele Muscionico

Umgarnt von Tapisserie, blickt sie mit schweren Lidern in die Kamera. Die Augen eines Tasmanischen Tigers, in der Wildnis ausgestorben, doch heute eingefangen in der Imperial Suite des Hotels «Ritz» in Paris.

Naomi Campbell liebt das «Ritz». Jüngst war sie in Moskau, eine Zerstreungsreise an der Seite ihres tagesaktuellen Milliardärs Wladislaw Doronin. Man stieg im «Ritz» ab, in der Präsidentensuite, Kosten pro Nacht 20 000 Dollar. Am folgenden Morgen zeigte die Campbell ihr entzückendes Selbst: Sie weigerte sich, handgreiflich, für die Brandspuren aufzukommen, die ihre Zigaretten in der Seidenbettwäsche hinterlassen hatten... Die Campbell liebt das «Ritz» und die Angewohnheit, ihre Reizbarkeit tötlich zu inszenieren.

Das brachte ihr Bekanntschaft mit der Justiz ein, ein lebenslängliches Flugverbot für alle British-Airways-Maschinen und der Beschwerlichkeiten mehr. In einem Fall mit Gewinn: Seit ihrer gemeinnützigen Arbeit bei der New Yorker Stadtreinigung ist sie die einzige *parfumeuse*, die weiss, was ein Eau de Toilette auch sein kann. «Follow Your Instinct», heisst jenes von Naomi Campbell. Auf diesem Bild ist sie die Sanftmut in höchsteigener Person. Ihrem Instinkt folgend, spielt sie den schwarzen Schwan, nach Swan, dem Model und der Titelfigur ihres ersten Romans. Dass sie «Swan» nicht selber geschrieben hat, wie sie schliesslich beteuerte, als das Buch in der Presse durchfiel, war der vernünftigste Schachzug in der kurzen Zweitkarriere des Supermodels als Schriftstellerin.

Naomi Campbell im «Ritz», Paris. Leise kichert Madame de Pompadour aus den Gardinen. Die erste Bürgerliche mit dem Status einer offiziellen *maitresse* am französischen Hof. Und Campbell, das erste schwarze Model, dem es gelang, mit seinem Aussehen den globalen Markt zu bedienen.

Noch schnurrt die Campbell wohligh. Doch bald wird die Asche ihrer Zigarette das Unvermeidliche tun und in die Petit-Point-Stickerei einen weiteren *petit point* brennen. Damit rechnet Michel Comte, der Mann hinter der Kamera. Was dann geschieht? Er wird ihm gewachsen sein. Comte, der Schweizer Superstar, und Campbell, das Supermodel der neunziger Jahre, haben zusammen zahllose Shootings erlebt. Ein Teil davon ist jetzt in der grossen Comte-Retrospektive in Düsseldorf zu sehen. Auch dieses Bild: Naomi Campbell, die schärfste Pompadour seit dem Verbot der Guillotine.

Michel Comte: NRW-Forum, Düsseldorf. 1. 2. bis 17. 5. Museum für Gestaltung, Zürich. Ab Ende August.

Frauen an den Herd!

Von Güzin Kar

Der erste Eindruck kann täuschen. Erst hielt ich meinen Nachbarn für einen ganz gewöhnlichen «Na, wie läuft es so? Schliessen Sie bitte die Tür ab!»-Spiesser, der Papier bündelt und nur im Dunkeln vögelt. Ich irrte mich in beiden Punkten. Er bündelt das Papier nicht selbst, und er hat so oft und so lauten Sex, dass ich mich auf keine Arbeit konzentrieren kann. Man salzt die Suppe, und von unten schreit eine Frau nach mehr. In akzentfreiem Hochdeutsch. Das Hochdeutsch, das auch die Wäsche für ihn erledigt, ist öfter auf Reisen. Kaum ist sie weg, stöhnt es von unten herauf auf Österreichisch, genauer: Wienerisch, wenn mich nicht alles täuscht, oder auf Spanisch. Während die Spanierin eine Leidenschaft fürs Staubsaugen pflegt, hat sich die Wienerin aufs Geschirrspülen spezialisiert, nackt, wie mir scheint. Denn die Übergänge zwischen Geschirr und Gemächt sind derart abrupt, dass unmöglich Zeit fürs Ausziehen bliebe. Um sich jedoch nicht dem Verdacht der Vorspülung falscher Tatsachen auszusetzen, sollte sie weniger exzessiv schreien.

Im Laufe der letzten Wochen machte ich des Weiteren mehrere Schweizerinnen diverser Regionen aus und eine, die nur quiekt und daher nicht lokalisierbar ist. So ervögelt sich der Kerl Abwasch, Einkauf, Schuhputz und das Entsorgen leerer Flaschen quer durch ganz Europa, nur zum Kochen findet sich erstaunlicherweise keine. Trotzdem: Mit diesem logistischen Gespür könnte der Mann ganze Flughäfen allein abfertigen. Aber wie kommt dieser unscheinbare Mann zu all den Frauen? Vielleicht ist er sehr nett. Als die Deutsche neulich nach längerer Abwesenheit zurückkam, hörte ich, wie sie sich dermassen über etwas freute, dass sie in Babysprache verfiel, wie es manche Frauen tun, wenn sie emotional überfordert sind: «Ooch, wie süüüss! Ubudubudubu! Nein, ist das süüüss!» War es ein exklusives Begrüssungsgeschenk, das er ihr zur Besänftigung seines schlechten Gewissens für die dreiwöchige Fremdvögelei bereitgelegt hatte? Ein Plüschtier? Zu einfalllos. Ein echter Gepard? Zu angeberisch. War es am Ende also die Wienerin selbst, die, nackt am Spültrog stehend, die andere zu kindlicher Freude veranlasste: «Ooooooch, wie süsss! Diese Brüste! Ubudubudubu!» Wenn er das täte, hätte er viel Sinn für schrägen Humor.

Das würde sogar mir gefallen, und ich könnte mir vorstellen, schon mal ein paar Rezeptbücher zu studieren.

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Regisseurin. Mehr von Güzin Kar auf www.guzinkar.com

Namen

Kendra Wilkinson — Sie war eines der drei blonden Bunnys von Hugh Hefner und nahm jetzt in der Klatschpostille *US Weekly* kein Blatt vor den Mund. Das Leben im «Playboy Mansion», so stellt man beim Lesen fest, ist enttäuschend unaufregend. Die Regeln sind rigide. Nach Wunsch zu kommen und zu gehen, war nicht möglich. Das Eingangstor war stets abgeschlossen, ab 21 Uhr war Ausgangssperre, zudem wurde über die Abwesenheit der Bunnys penibel Buch geführt. Hefner sah Wilkinson höchstens einmal am Tag, wenn er in sein Büro schlurfte. Sex mit dem Hausherrn, sagt Wilkinson, sei so selten gewesen, dass sie sich regelmässig habe davonstehlen müssen, um auf ihre Kosten zu kommen. Jeweils freitags, samstags und sonntags stand ein Dinner mit anschliessender Filmvorführung auf dem Programm, ein Muss, und eingeladen waren immer auch Freunde von Hefner, allesamt ebenfalls in den Achtzigern: «Ich bin fast durchgedreht», sagt Wilkinson, die für ihre Dienste ein wöchentliches Taschengeld von tausend Dollar erhielt. Jetzt ist die 23-jährige ausgezogen und will heiraten. «Ich will jetzt eine Frau mit Klasse sein, Ehefrau und Mutter. Es war lustig im «Playboy Mansion», aber es ist Zeit, eine Lady zu werden.» (bwe)

Meryl Streep — Wenn Schauspielerinnen Statuetten gewinnen, verlieren sie meist die Fassung, das Gedächtnis oder beides. Meryl Streep



Klasse für sich: Meryl Streep.

ist auch da eine Klasse für sich. Als die Schauspielergewerkschaft SAG sie am vergangenen Sonntag für ihre Hauptrolle in «Doubt» auszeichnete, schob sie hastig ihre BH-Träger un-

ter das Oberteil, stürmte auf die Bühne und entschuldigte sich, in Hosen aufzutreten: Sie habe nie mit einem Sieg gerechnet und daher kein neues Kleid gekauft. Dann dankte sie ihren «Doubt»-Kolleginnen, vor allem «der gigantisch begabten» schwarzen Schauspielerin Viola Davis, und rief: «Mein Gott, irgendjemand soll ihr endlich einen Film geben!» – «Viola wer?», fragten Millionen von Zuschauern. Nun werden wir sie kennenlernen. So nutzt man Scheinwerferlicht mit Klasse. (bs)

Christa Rigozzi — Man ist ja allerhand gewohnt von Ex-Missen, wenn ihr Amtsjahr zu Ende ist und das Scheinwerferlicht ausgeht. Da es zu einer internationalen Modelkarriere nicht reicht, lassen sie sich für jeden denkbaren Zweck einspannen, der Präsenz in den nationalen Medien verspricht: Werbung und Moderationen, die ganz Mutigen versuchen



Miss Bevölkerungsschutz: Christa Rigozzi.

sich in der Musik oder Schauspielerei. Zu einem besonders glamourösen Job ist nun Christa Rigozzi gekommen. Sie ist die Botschafterin des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz (BABS), und zwar für einen speziellen Event: für den nationalen Probealarm vom 4. Februar, an dem schweizweit die Sirenen heulen werden. Hochseesegler Pierre Fehlmann und Moderator Sven Epiney sind ebenfalls mit von der Partie und sollen, so BABS-Sprecher Kurt Mürger im *Blick*, die Bevölkerung über Aufgaben und Leistungen des Bevölkerungsschutzes informieren. Ein veritabler Heuler. (bwe)

Ivanka Trump — Donalds 27-jährige Tochter, inzwischen Vizepräsidentin und Projektleiterin des Trump-Immobilienimperiums, macht sich über Vaters Härte in Geschäftsdingen keine Illusionen. Wenn sie beruflich versagen

würde, «schmeisst er mich sofort raus. Ich bin zwar sein Kind, aber wir leben in einer knallharten, darwinistischen Leistungsgesellschaft. Das ist eins der Dinge, die meine Erziehung und mein Selbstverständnis geprägt haben.» Völlig *businesslike* ist auch ihr Blick auf die abenteuerliche väterliche Haartolle, über die die halbe Welt lacht: «Ich glaube, mein Vater ist der einzige Geschäftsmann der Welt, dessen Haare den Grossteil seiner PR erledigen. Das ist doch fantastisch!» (bs)

Oliver Pocher — Am 22. Januar trat der 30-jährige Satiriker in der ARD-Late-Night-Show «Schmidt & Pocher» als Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf. Er trug Wehrmachtsuniform und Augenklappe, genau wie Tom Cruise, der den erfolglosen Hitler-Attentäter im Kinofilm «Valkyrie» darstellt. Auf das fehlende Auge und seinen Sender anspielend, sagte Pocher: «Mit dem Ersten sieht man besser.» Ein reichlich lahmer Seitenhieb auf das ZDF, das mit dem Slogan «Mit dem Zweiten sieht man besser» wirbt. Aber manchen ARD-Gremien ging die Verulkung des mutigen Grafen entschieden zu weit. Sie kritisierten sie als pietätlos und ehrabschneidend und rieten, Pocher «den Privaten zu überlassen». Das erinnert verblüffend an Günther Jauch, der vor genau zwei Jahren nach monatelangen Verhandlungen mit der ARD über die Nachfolge von Polit-Talkerin Sabine Christiansen entnervt den Bettel hinschmiss, weil er fürchtete, als Spielball von «Gremien voller Gremlins» herumgeschubst zu werden. RTL wird sich einmal mehr über den Talentschwachs freuen dürfen, den die Gremlins vom Staatsfernsehen den Privaten bescheren. (bs)



Stauffenberg-Satire: Oliver Pocher.



Mein Paris

Unser Kolumnist fährt in Europas Stil-Hauptstadt. Zuerst war aber was los bei der Weltwoche.

Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Paris. Am Abend vor meinem Abflug fand in Zürich noch das sogenannte Weihnachtessen der *Weltwoche* statt. Ich bin nicht sicher, ob es nur wegen mir in den Januar verlegt worden war (im Dezember wäre ich zu *busy* gewesen), aber ich fand das auf jeden Fall sympathisch. Ich kam ziemlich spät in das «Kindli», ein Restaurant, das ich mag. Deshalb nahm ich Platz an dem Tisch, an dem es noch freie Stühle gab (und an dem mein Verleger sass).

Über die Kleidung meiner Kollegen schrieb ich schon vergangenes Jahr, also erzähle ich heuer von dem intelligenten Tischgespräch. Zuvor nur rasch: Ich zählte null Krawatten (2008 hatte es zwei gegeben). Für mich ist Krawatte oder offener Kragen an einer Firmenveranstaltung Jacke wie Hose. Aber **Roger Köppel** hatte einmal gesagt, Männer ohne Krawatte könne man nicht ernst nehmen. Der andere ernstzunehmende Mann fehlte dieses Jahr (Christoph Mörgeli). **Alex Baur** ist immer noch «einer der Letzten, die aussehen, wie ein Journalist aussehen muss» (MvH 2008); er hatte dasselbe Hemd an wie im Vorjahr. Das gezeichnete Bild von **Henryk M. Broder** zu seiner Kolumne ist, sagen wir, unter der denkbar liebevollsten Betrachtung entstanden (oder fünfzehn Jahre alt). Jetzt aber zum intelligenten Tischgespräch: Vergangenes Jahr ging es um Preussen, vergangene Woche um Hitler. Ferner um den Sex-Appeal von Fiona Hefti, Miss Schweiz 2004, sowie Carolina Müller-Möhl, einer Unternehmerin (genauer das Fehlen dieses).

In Paris erwartete man mich schon chez Chanel. Und zeigte mir dann die verschiedenen Schneiderateliers im Haus an der Rue Cambon. Zur Zeit meines Aufenthalts wurden die Kleider für kommendes Frühjahr/kommenden Sommer fertiggestellt, die anschliessend an der Haute-Couture-Show gezeigt wurden (nach meinem Redaktionsschluss). Diese Arbeiten anzusehen, war interessant. Auch interessant war, die Audition anzusehen, die zu diesem Zeitpunkt stattfand (beziehungsweise die zirka dreissig «Mädchen» – nicht MvH-Mackersprache, sondern in der Branche übliche Bezeichnung für Models –, die einen der zwanzig Jobs auf dem Catwalk haben wollten). Ich meine, ich möchte im Grunde mit niemandem tauschen, wenn es um meine Arbeit geht. Aber falls Karl Lagerfeld, der Chefdesigner, einmal einen anderen Castingdirektor sucht ... ich würde es machen.

Am Samstag besuchte ich ein paar Kleidergeschäfte bei der Place des Victoires, die mir gefallen. Zurzeit ist Ausverkauf, die Kollektionen für vergangenen Herbst/diesen Winter gibt es bis siebzig Prozent unter Preis. Kunden gab es trotzdem keine («Oh, la crise, Monsieur», sagte einer der Verkäufer, von denen es zahlreiche gab). Es kam mir vor wie in Moskau, wo ich vor kurzem war, nur mit Leuten auf der Strasse, die gut angezogen sind. Mein Lieblingsgeschäft, nebenbei, heisst «L'Eclaireur» und ist eine Art Concept-Store. Weniger schlecht scheinen Restaurants zu laufen – gut auswärts Essen ist den Franzosen bzw. Touristen noch immer viel wert, so sieht es aus. Das «Le Voltaire» im siebten Arrondissement – etwas wie die «Kronenhalle» für Paris, aber lustiger, und Frauen gehen auch hin – war voll. Am Tisch neben meinem bestellte man eine Spezialität mit Namen Trüffelsalat, und zwar vier Mal (macht 400 Euro für die Vorspeise).

Am folgenden Abend ging ich in das «Dave» (man sagt «Daweh», so heisst der Besitzer), ein Restaurant, in das man geht, wenn Modeschauen stattfinden in der Stadt («Fashion Cafeteria», stand im *New Yorker*). Nicht wegen der Küche im Grunde (chinesisch, die ist in Ordnung, aber das ist Paris), sondern wegen der Gäste. Das ist eigentlich nicht gescheit. In dem Buch «How to be a Star» steht, man habe nichts verloren in Lokalen, wo Berühmtheiten essen; weil sie zu teuer seien und man weniger gut bedient werde als weniger berühmter Gast. (Bloss, was geht es mich an, was ich vor drei Jahren in einem Buch geschrieben habe? *Speaking of which*: Ende kommenden Monats kommt mein zweites, es heisst: «Wie man berühmte Menschen trifft».)

Kanye West war auch gerade im «Dave», als ich dort war. Aber das war okay – ich hatte den besseren Tisch.

Im Internet

Fotos der Chanel-Show auf www.weltwoche.ch/mvh

Die Schwiegertochter

Von *Alix Sharkey*

Sie hat keine Arbeit, vertritt keine provokanten Thesen und bringt scheinbar null Ehrgeiz mit. Dafür hat sie klasse Beine, seidiges Haar und ein einnehmendes Lächeln (das seit dem Bleaching noch strahlender aufblitzt). Nachdem sie ihre studentische Garderobe durch farbenfrohe Entwürfe des brasilianischen Labels Issa aufpoliert hatte, schaffte sie es in *Vanity Fair* auf die Liste der Bestgekleideten des letzten Jahres. Ihr Tun beschränkt sich auf Fitnessstraining, nüchterne Nächte in noblen Nightclubs, Skilaufen in Klosters sowie die Fasanen- und Rotwildjagd. Also bestes Rohmaterial für die künftige Prinzessin.

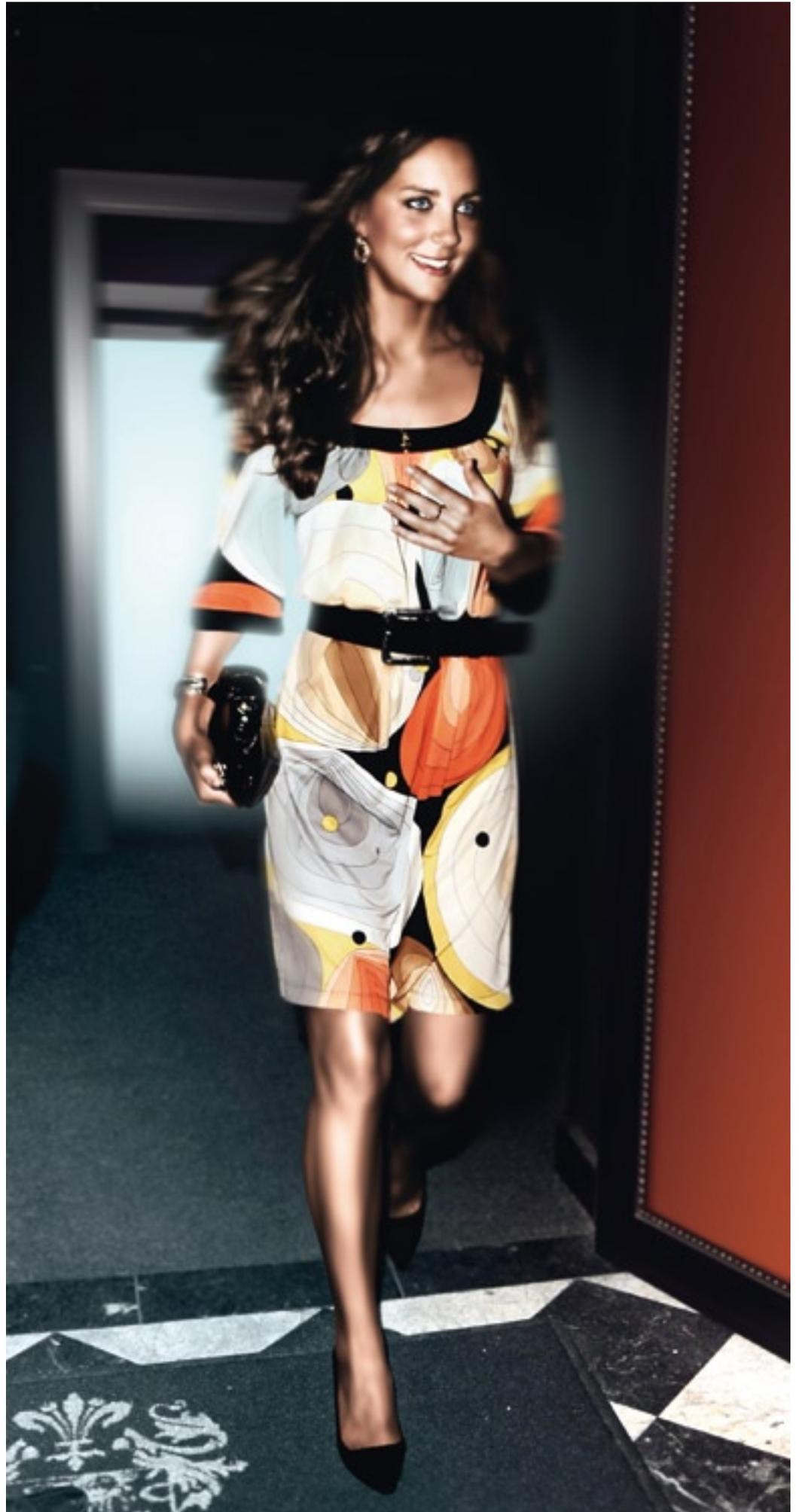
Seit fast fünf Jahren ist Kate Middleton mit Prinz William zusammen, dem Zweiten in der britischen Thronfolge. Die Medien, erpicht auf eine zweite Diana, lassen sie kaum je aus den Augen; mit einem gespenstischen Echo des Todes seiner Mutter haben Williams Anwälte die Paparazzi gewarnt, sich ihr nicht zu sehr an die Fersen zu heften. Sie selbst scheint die Aufmerksamkeit derweil zu genießen.

Letzte Woche kehrte das Paar von Birkhall zurück, Prinz Charles' ländlichem Anwesen in Schottland, wo dieser Diana Spencer im Jahr 1980 den Heiratsantrag gemacht hatte. Britische Boulevardblätter weissagen jetzt natürlich täglich eine Bekanntgabe; die Quoten der Buchmacher liegen bei 2:1.

Die 27-jährige Kate Middleton hat ihre Karten scharfsinnig ausgespielt, seit sie «Wills» 2002 an der Universität von Edinburg kennenlernte. Die älteste Tochter einer reichen Mittelschichtfamilie hat ihren Ruhm mit der zugeknöpften Diskretion ausbalanciert, die ihre Lieblings-Schwiegeroma fordern würde. Nach den PR-Desastern von Fergie und Diana ist die Queen fest entschlossen, dem Scheitern einer weiteren königlichen Ehe vorzubeugen, das «die Firma» beschädigen könnte. Andererseits weiss sie, dass ihre Untertanen nur zu gern Wills' Hochzeit mit einer Bürgerlichen sähen: Kein Königshaus kommt ohne den Mythos der Märchenprinzessin aus.

Wobei Kate – oder Catherine, wie sie sich neuerdings nennt – nicht gerade bürgerlich ist. Durch den Besuch erstklassiger Schulen und mit Millionärseltern, die ihre Rechnungen bezahlen und ihr eine Wohnung in Chelsea gekauft haben, ist sie eindeutig auf eine Heirat in die besten Kreise vorbereitet worden. Und auch wenn sie von manchen als «arbeits-scheuer Parvenu» abgetan wird, scheint sich ihr geduldiges Spiel jetzt doch auszuzahlen.

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**
Illustration: **René Habermacher**



Künftige Prinzessin? Prinz Williams Freundin Kate Middleton.

Kleines Abc der Schreibkultur

Von Jürg Zbinden

Das Schulfach Schönschrift ist lange passé. Moderne Abc-Schützen sind computergewöhnt. SMS-Botschaften verfassen sie mit fliegenden Fingern, oft ohne Rücksicht auf Orthografie. Und die Eltern? Mancheiner Teilzeit arbeitenden Mutter schwirrt vielleicht noch das Geräusch einer IBM-Kugelkopfmachine in den Ohren, während mancher Vater das Schreiben schon vor den achtziger Jahren ad acta gelegt hatte. Und Kreuzworträtsel verlangen nur nach gemeiner Blockschrift. Dabei gab es noch nie so viele exklusive Schreibgeräte wie heute. Für die Schublade oder gar den Tresor sind sie zu schade und zur blossen Vertragsunterzeichnung zu affig. Schreiben Sie deshalb wieder auf Schreibteufel komm raus!

1 — C wie Caran d'Ache: Highest End ist der Füllfederhalter aus Gold. Er stammt aus der limitierten Edition 1010, die der Uhrmacherskunst gewidmet ist. Das Schreibgerät ehrt die schönsten Komplikationsuhren. Dreher, Guillocheure und Graveure beteiligten sich an der Verwirklichung der Edition. Vom goldenen Füller gibt es nur zehn Exemplare. Der Preis: Fr. 120 000.-.

2 — L wie Lamy: Seit 1966 schreibt der Lamy 2000 Design-Geschichte. Der moderne Klassiker ist aus glasfaserverstärktem Polykarbonat und rostfreiem Edelstahl, strichmattiert. Massiver, abgefederter Edelstahlclip. Füllhalter mit Kolbenfüllsystem. Fr. Fr. 223.-.

3 — M wie Montblanc: Die Montblanc-Edition Bohème Pirouette Lilas ist der Anmut und Perfektion des klassischen Tanzes gewidmet. In jedem Detail reflektieren die aparten Schreibgeräte die Schönheit einer grazil vollendeten Pirouette. 18-Karat-Roségold-Feder mit Platin-Inlay. Fr. 1640.-.

4 — M wie Montegrappa: Piccola Montegrappa, die neuste Kollektion des traditionellen italienischen Schreibgeräteherstellers, ist eine Hommage an die Frau und für die Frau. In diversen Farben. Fr. 550.-.

5 — R wie Röthlisberger: Das Schreibpult AT-AT verbindet japanisches Formbewusstsein mit der Tradition des Schreibsekretärs. Das Möbel bietet Platz für Laptops jeder Grösse, Kabel und Trafos lassen sich in einem Spezialfach versorgen, und auch für Füllfeder und Papier findet sich der richtige Ort. Der Preis: Fr. 4450.-. Röthlisberger Kollektion.



2



4



3



5



«Ich bewahre meine Parfüms im Kühlschrank auf»

Camille Goutal ist Erbin des von ihrer Mutter Annick Goutal gegründeten, gleichnamigen Parfüm-Labels. Die Trennung zwischen Damen- und Herrendüften hält sie für unnötig.



«Die Trennung zwischen Damen- und Herrendüften ist meist unnötig»: Duftexpertin Goutal.

Wie viele Parfüms haben Sie?

Ich habe fünf Parfüms.

Wie lange ist ein Parfüm haltbar?

Das hängt stark vom Duft ab. Ein leichtes, frisches Parfüm kann man etwa ein Jahr benutzen, ein schwerer und opulenter Duft hält bis zu drei Jahre.

Und wie soll man sie aufbewahren?

Ich bewahre viele meiner Parfüms im Kühlschrank auf, vor allem diejenigen, die mir ganz besonders lieb und teuer sind. Die grössten Feinde eines Parfüms sind das Licht und die Hitze.

Teilen Sie sich gewisse Düfte mit Ihrem Mann, oder trennen Sie ganz klar zwischen Damen- und Herrenparfüms?

Ich könnte niemals den gleichen Duft tragen wie mein Mann, auf gar keinen Fall. Grundsätzlich halte ich aber die Trennung zwischen Damen- und Herrendüften in den meisten Fällen für unnötig. Es gibt

wunderschöne Herrendüfte, die auch Frauen stehen und umgekehrt. Schliesslich geht es um die Person, die den Duft trägt, und nicht darum, was auf der Flasche steht.

Wo sollte man ein Parfüm auftragen, damit es seinen Duft schön entwickeln kann?

Einen üppigen, stark konzentrierten Duft sprühe ich in die Luft und laufe dann unter der Duftwolke durch, das ergibt die perfekte Dosis. Wenn es ein normales Parfüm ist, trage ich etwas mehr auf, an den Handgelenken und im Nacken. Oft besprühe ich auch mein Haar, dann duftet es wunderbar. Haare sind tolle Duftträger.

Halten Sie es mit Coco Chanel, die sagte, man solle eine Frau bereits vor ihrer Ankunft in einem Raum riechen, oder sollten nur Menschen ein Parfüm riechen, die Ihnen im wahrsten Sinne des Wortes nahe stehen?

Das hängt von der Tageszeit ab. Am Morgen, wenn ich mit der Metro zur Arbeit fahre,

mag ich es nicht, wenn ich allzu stark nach Parfüm dufte. Darum gehe ich am Morgen auch öfter einmal ohne Parfüm aus dem Haus. Ich möchte niemanden mit einer penetranten Duftwolke belästigen, schliesslich mag ich das selbst auch nicht. Anders ist es am Abend, wenn ich ausgehe. Dann trage ich ein Parfüm wie ein unsichtbares Accessoire, das meinen Stil unterstreicht. In einem solchen Moment darf man mich absolut auch – nicht nur, aber auch – durch die Nase wahrnehmen.

Bei Annick Goutal gibt es auch Duftkerzen. Der Geheimtipp zur Bekämpfung schlechter Gerüche in der Wohnung?

Ja, natürlich. Das ist sogar ein sehr guter Trick, um üble Gerüche zu bekämpfen. Raumdüfte und Duftkerzen sind nicht jedermanns Sache, aber ich mag es sehr gerne, wenn es bei mir zu Hause nach Parfüm riecht. Wenn ich zum Beispiel Freunde zu Besuch hatte, die geraucht haben, dann bespreye ich danach meine Vorhänge und meine Polstermöbel. Und alles riecht wieder ganz wunderbar.

Es gibt Einkaufszentren, die mit Raumdüften die Kauflust ihrer Kunden anstacheln wollen. Ist das tatsächlich möglich?

Vermutlich schon. Es gibt Düfte, die sind bekannt dafür, dass sie uns beruhigen. Lavendel zum Beispiel oder Neroli. Vanille hingegen ist ein sinnlicher Duft, den wir oft mit Geborgenheit verbinden. Insofern ist es durchaus möglich, mit einem Duft das Unterbewusstsein von Menschen zu erreichen. Die Manipulation durch Düfte hat aber Grenzen, es gibt keinen Duft, der uns zum willenlosen Konsumenten macht.

Gibt es einen Duft, der glücklich macht?

Ja, natürlich gibt es das. Aber das ist etwas ganz Persönliches und Privates, jeder hat einen anderen Geschmack. Es gibt nicht den einen Duft, der uns alle im gleichen Masse glücklich macht.

Welcher Duft macht Sie persönlich glücklich?

Die Mischung aus frisch geröstetem Kaffee und Croissants aus dem Ofen, so wie früher, wenn wir in den Ferien mit meinem Grossvater frühstückten. Und natürlich liebe ich den Duft meiner Kinder, aber das ist ja logisch.

Die Fragen stellte **Katrin Roth**.



Auto

Kecker Kerl

SUVs haben meist etwas Bedrohliches. Nicht so der Ford Kuga. Der sieht liebenswürdig aus – und kann was. *Von Ulf Poschardt*

Der SUV materialisiert eine Allmachtsfantasie. Wer einen SUV fährt, kommt überall hin – egal, wie dreckig, steil oder verwegen der Weg sein mag. Die ersten Geländewagen kommunizierten Abenteuerlust wie Landgängigkeit der Insassen. Heute ist der SUV meist Gefangener des Grosstadtdschungels. Seine Authentizität ist verlorengegangen. Die Bordsteinkante vor der Parfümerie ersetzt das Flussbett, die Pfützen zwischen den Kopfsteinpflastern bieten Ersatz für entgangene Schluchtenprüfungen. Kurzum: Den ordinären SUV umgibt etwas durchwegs Albernes.

Ford Kuga

Hubraum: 1997 ccm

Leistung: 136 PS

Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h

Preis: 39 900 Franken



Deswegen gibt es nun zwei Arten von SUVs: solche, die sich noch stolz und voller Pathos dem alten Mythos stellen, und solche, die längst das Spielerische adaptiert haben. Der Ford Kuga ist so ein heiterer Knirps: klein, wendig, relativ günstig. Besonders wenn man ihn jetzt in Deutschland kauft. Wer eine Schrottkarre besitzt und sie nächstens eh verschrotten lassen will, bekommt dafür 2500 Euro, vorausgesetzt, er kauft danach einen neuen Wagen. Einen Ford Kuga zum Beispiel, denn der kostet laut Preisliste in der günstigsten Variante 26 500 Euro. Da die Händler im Augenblick die schwache Nachfrage mit überaus verlockenden Rabatten kontern, dürfte mit Staatszuschuss und einer soliden Verhandlung der kleine Kletterer mit dem kecken Gesicht für etwas mehr als 20 000 Euro zu haben sein. Des Kugas Antlitz folgt dem Kindschema.

Doch das niedliche Ding kommt nicht nur «Hügelchen» hoch, sondern auch echte Berge. Der Allradantrieb und der Zweiliter-Diesel mit seinen 136 PS und den durchaus ansehnlichen 320 Newtonmeter Drehmoment helfen auch im alpinen Umfeld zu weitgehend angst-

freien Ausflügen abseits geräumter Strassen. Im Vergleich zum Tiguan von VW, der sich gut im Segment der Kompakt-SUVs etablieren konnte, ist der Kuga die individuellere Erscheinung. Sieht man dem Tiguan die Kreuzung zwischen Golf Plus und Touareg an, so lehnen sich Teile der Designsprache allenfalls an den C-Max von Ford an – und so gar nicht an die amerikanischen Ford-Monster mit Allradantrieb.

Die Verarbeitung des 4,44 Meter langen und 1,71 Meter hohen Kuga lässt ihn beim näheren Hinsehen wertig erscheinen, der Komfort im Innenraum macht deutlich, dass hier viel Auto für überschaubares Geld geboten wird. Für Familien ist lediglich der eher durchschnittliche Kofferraum mit 410 Liter Fassungsvermögen ein Problem. Mit zwei Kindern und einem Hund wird es da schon eng, da dürfte ein Kombi die bessere Wahl sein. Für Freizeitsportler mit Hang zum Abenteuer ist er ein faires Angebot. Und wer nur die Offroad-Show haben will, kann 3400 Franken sparen – mit dem Minus-4x4-Paket. Damit verzichtet man auf den Allradantrieb und bekommt einen Vorderantriebler mit Gelände-Make-up.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Die richtige Einstellung

Bevor die EU Plasma-Fernseher auch noch verbietet, überlegen wir uns, ob es sich lohnen würde, einen zu kaufen. *Von David Schnapp*



Ausgezeichnete Bildqualität: LG-42PG6000-Plasma-TV.

Die Plasma-Technologie kommt politisch unter Druck wie die Glühbirne. Wegen des angeblich hohen Stromverbrauchs möchte die EU strengere Richtlinien erlassen. Tests haben gezeigt, dass das Stromfresserurteil nicht stimmt. Je nach Bild braucht der Plasma sogar weniger Energie, in der Summe gibt es kaum einen Unterschied zwischen den beiden Verfahren.

Die Frage «LCD oder Plasma?» stellt sich beim Kauf eines Flachbildfernsehers immer noch, obwohl die LCD-Technologie den massiv grösseren Marktanteil hält. Fachleute gehen davon aus, dass LCD verschwinden wird, bereits gibt es erste Modelle mit OLED-Technologie (organische Leuchtdiode), die wegen ihrer Flexibilität und der hohen Kontrastfähigkeit ganz neue Anwendungen zulässt. Auch Laser könnte in Zukunft eine Lösung sein.

Ein Vorteil der Plasma-TVs sind die sehr hohen Kontrast- und Schwarzwerte, was vor allem bei grossen Fernsehern eine ausgezeichnete Bildqualität bringt. Die höhere Empfindlichkeit der Geräte ist im Alltag kein Problem. Vorausgesetzt, man verhindert, dass Kinder im Wohnzimmer mit festen Gegenständen um sich werfen.

Wir haben uns den Plasma-TV 42PG6000 der südkoreanischen Weltmarke LG Electronics liefern lassen. Das formschöne Display ersetzt für einige Zeit unseren LCD. Die In-

betriebnahme des Fernsehers stellt auch Technikmuffel kaum vor Probleme. Die Führung durch die grafisch schön gestalteten Menüs ist einfach. Um aus dem Bildschirm aber alles herauszuholen, muss man sich eingehend mit den Bildeinstellungen befassen, sonst könnte nach dem Kauf die grosse Enttäuschung angezeigt sein. Folgende Einstellungen haben wir gemäss einer Empfehlung der Zeitschrift *Auto Video Foto Bild* vorgenommen: Kontrast: 90, Helligkeit: 50, Farbe 53, Schärfe 50, Farbtemperatur: mittel, erw. Kontrast: tief, frische Farben: tief, Gamma: mittel, Schwarzwert: tief. So kommt man zu einem hervorragenden Bild.

Fazit: Der LG-Fernseher hat sich im Alltag gut bewährt, aufgefallen sind neben dem Bild die Tonqualität, bei der auch Dialoge in geringer Lautstärke gut verständlich blieben. Als etwas langsam haben sich die immerhin vier HDMI-Anschlüsse erwiesen. Bis der TV die Verbindung zu den angeschlossenen Geräten aufgebaut hat, dauert es etwas zu lange. Und die Fernbedienung ist noch nicht die beste aller Möglichkeiten in Sachen Übersicht und Benutzerfreundlichkeit.

LG-42PG6000-Plasma-TV. 106 cm Bildschirmdiagonale, HD Ready 1024 x 768 Pixel Auflösung. Spitzenhelligkeit 1500 cd/m², Kontrast 1 000 000:1. Hybrid-Tuner (DVB-T/analog). Eingänge: PC, RS-232C, PC Audio, 2 Scart, S-Video, 4×HDMI, Komponente (YUV), USB 2.0. Gewicht 27,8 kg. Fr. 1479.-, <http://ch.lge.com>

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.- (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion:

Philipp Anz
Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Gabriella Hohendahl (*Assistentin*)

Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik:

Helmut Germer
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet:

Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsleitung:

Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf:

Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli, Samuel Hofmann (*Support*)

Anzeigeninnendienst:

Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf:

Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: saleservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Belletristik

- 1 (–) Daniel Kehlmann: *Ruhm (Rowohlt)*
 2 (3) Susanna Schwager: *Das volle Leben – Frauen über 80 erzählen (Wörterseh)*
 3 (5) Charlotte Roche: *Feuchtgebiete (Dumont)*
 4 (1) Carlos Ruiz Zafón: *Das Spiel des Engels (S. Fischer)*
 5 (–) Simon Beckett: *Leichenblässe (Wunderlich)*
 6 (4) Paulo Coelho: *Brida (Diogenes)*
 7 (2) Susanna Schwager: *Das volle Leben – Männer über 80 erzählen (Wörterseh)*
 8 (6) Rolf Lappert: *Nach Hause schwimmen (Hanser)*
 9 (10) Stieg Larsson: *Vergebung (Heyne)*
 10 (7) Barbara Wood: *Das Perlenmädchen (Krüger)*

Sachbücher

- 1 (4) Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler: *50 Erfolgsmodelle (Kein & Aber)*
 2 (1) Rüdiger Schache: *Das Geheimnis des Herzmagneten (Nymphenburger)*
 3 (3) Roberto Saviano: *Gomorrha (Hanser)*
 4 (2) Rhonda Byrne: *The Secret – Das Geheimnis (Goldmann)*
 5 (7) Helmut Schmidt: *Ausser Dienst (Siedler)*
 6 (9) Hape Kerkeling: *Ich bin dann mal weg (Malik)*
 7 (8) Nassim Nicholas Taleb: *Der Schwarze Schwan (Hanser)*
 8 (–) Michael Winterhoff: *Warum unsere Kinder Tyrannen werden (Gütersloher Verlagshaus)*
 9 (5) Bernhard Moestl: *Shaolin (Droemer/Knaur)*
 10 (–) Richard David Precht: *Wer bin ich – und wenn ja wie viele? (Goldmann)*

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: «Waltz with Bashir»

Zu Recht wird der israelische Film «Waltz with Bashir» von Kritikern als «Meilenstein» in der Kinogeschichte bezeichnet. Schnörkellos gelingt es dem Regisseur Ari Folman, einen erhellenden Erkenntnisquell auf die Leinwand zu zaubern. Mit seiner Glanzidee, den Dokumentarstreifen über den ersten Libanonkrieg als Trickfilm in Szene zu setzen, verdichtet und intensiviert Folman den Horror der Kriegserlebnisse. In einem magnetisierenden Durcheinander von Erinnerungen wird der Zuschauer Teil der Geschichte. Sie zieht ihn so stark in ihren Bann, dass er wie gelähmt sitzen bleibt, wenn der Vorhang fällt. Die Erfolgsserie des preisgekrönten Streifens, der unter anderem einen Golden Globe als bester ausländischer Film gewann, reisst nicht ab: «Waltz with Bashir» ist jetzt Oscar-Kandidat. (He)

Todestag der offenen Türen

Lange war es schrecklich ruhig um Hermann Burger. So gründlich hatte sich der Schriftsteller allen Verortungen entzogen. Nun steht einer Wiederentdeckung nichts mehr im Weg. Von Julian Schütt

Pünktlich zum zwanzigsten Todestag sagt man uns wieder, dass Hermann Burger einer der sprachmächtigsten Autoren der Schweiz ist. Vermisst hat man ihn aber nicht gross in den vergangenen Jahrzehnten. Die meisten seiner Bücher sind vergriffen, kein Verleger nahm sich seines Gesamtwerks ernsthaft an, aus der Hochschulgermanistik kamen wenige Impulse, genauso aus den Feuilletons, als sei die Totenruhe das Höchste, was es in der Schweiz und besonders im Fall Burger zu respektieren gelte.

Die Totenruhe ist allerdings ein zentrales Thema Burgers, bereits in seinem ersten Roman, «Schilten». Der handelt von einem Dorflehrer, dessen Schule gefährlich nahe beim Friedhof liegt; die «Totenkunde» wird quasi osmotisch zu seinem Hauptfach. Der Schulmeister steht aber nur noch vor einer imaginären Klasse, denn längst ist er aus dem Dienst entlassen und die Schüler in eine andere Schule umgezogen. Er will beweisen, dass die Totenruhe «dem Bedürfnis der Lebenden entspringt, Ruhe vor den Toten zu haben». Und tatsächlich wollte das Ensemble aus Verlegern, Wissenschaftlern, Kritikern Ruhe vor dem toten Burger haben. Der zwanzigste Todestag soll nun aber ein Tag der offenen Türen sein: Der Verlag Nagel & Kimche legt «Schilten» neu auf; der Strauhof in Zürich widmet Burger eine sehenswerte Ausstellung, die Feuilletons bereiten ihn wieder auf. Der Schriftsteller hätte wohl Freude an dem plötzlichen Gedenkfieber gehabt. «Mich verbergen, erscheinen, aus dem Nichts auftauchen und wieder dahin verschwinden», schreibt er in der brillanten Erzählung «Diabelli». Besser ab und an ein paar «existenzielle Knalleffekte» als nur immer Totenruhe.

Mehring des Ruhms

Wie aber konnte ein so unbestritten Grosser überhaupt vergessen gehen? Das fragt man zum feierlichen Anlass natürlich nicht. Einer hat sich die Frage zumindest gestellt. Es ist Burgers ehemaliger PR-Berater Klaus J. Stöhlker, einst eingesetzt zur Mehring des Ruhmes seines Mandanten. Nach anderthalb Jahren war das Experiment misslungen, der Klient gestorben. Die Organisation des Nachruhmes war dann mit PR allein nicht mehr zu leisten. Stöhlker fragt sich seither, wieso die Schweizer Gesellschaft ihre Talente vertreibt oder gar zerstört, statt sie zu lieben. Im *Tages-Anzeiger* schreibt er, Burger habe keinen Halt mehr ge-

funden, nicht einmal bei Bürgerlichen, die ihn als Sonderling abtaten und nicht verstanden, zu denen ihn aber linke Kollegen gern zählten, vor allem nachdem seine Nähe zum späteren Bundesrat Kaspar Villiger ruchbar wurde. Stöhlker wirft speziell der Schweizer Literaturkritik vor, sie treibe – damals wie heute – Autoren in die Flucht oder Verzweiflung. Ist das der Grund, weshalb es so still um Hermann Burger wurde?

Irritierter Literaturbetrieb

Wahr ist, dass er sich immer schwerer verorten liess in jenen verortungsüchtigen Zeiten, als das politische Radarsystem des Kalten Krieges noch funktionierte. Burger litt darunter und entzog sich durch Selbstinszenierung, trat auf wie ein Zirkusartist (bei gnädigem Blick) oder Zuhälter (bei weniger gnädigem). Von allen Accessoires (roter Ferrari, rote Givenchy-Schärpe, fette Zigarre, persönlicher PR-Berater) irritierte Letzterer wohl am meisten im nicht sehr irritierungsfreudigen Literaturbetrieb. Hinzu kam eine euphorische Genussfreude, die den meisten Kollegen fremd war.

Vollmundig kündigte Burger ein auf vier Teile geplantes zigarristisches «Masterpiece» an, doch einen Tag nach Auslieferung des ersten Bandes der «Brenner»-Tetralogie nahm er sich mit 47 Jahren das Leben. In diesem Teil mit dem Titel «Brunsleben» bündelte er seine Kindheit im «Stumpfenland» wild und konfus. Sogar einem Nichtraucher fiel es leichter, eine «Montecristo No.2» zu schmauchen, als «Brunsleben» mit Genuss zu lesen. Der Roman enthält 25 Kapitel, exakt die Bestückung einer Zigarrensachtel, und jedes Kapitel ist einer anderen Marke zugeeignet. Kein Aficionado käme auf die Idee, in dieselbe Sachtel 25 unvereinbare Zigarren zu pferchen, von der herrschaftlichen «Romeo y Julieta» bis zum «Rio 6»-Stumpfen. Definitiv zu viel Rauch und zu wenig Stoff ist dann im postum erschienenen Folgebund «Menzenmang» enthalten.

Brisk und mit viel Trara hatte der Dichter zuletzt noch seinen Verlag S. Fischer verlassen, um zum Konkurrenten Suhrkamp zu wechseln. Ein Fehler, wie sich nach Burgers Tod herausstellte. Suhrkamp liess sich nicht vom Autor einqualmen, verlor irgendwann die Lust, den gesamten Burger unter einem Dach zu vereinen. Und ein anderer Verlag fühlte sich erst recht nicht für ihn zuständig.

Selbst Verbündeten in der Liebe zur Sprache und im Durchleiden von Depressionen war



Trat auf wie ein Zirkusartist: Schriftsteller Burger.

Hermann Burger am Ende fremd geworden. Ich erinnere mich, wie ich als junger Lektor einmal Niklaus Meienberg und Jürg Federspiel zum Mittagessen begleiten durfte. Eine Ehre, dachte ich, doch am Tisch merkte ich rasch, warum mich der Verleger allein ziehen liess. Die beiden Autoren schwiegen sich die meiste Zeit an, sosehr sie die Arbeit des jeweils andern schätzten. Und als sie sich gar nichts mehr zu sagen hatten und ich als ohnehin nur mässig begabter Alleinunterhalter nicht mehr weiterwusste, kam ich in der Verzweiflung plötzlich auf Hermann Burger zu sprechen, wie still es um ihn in den knapp drei Jahren seit seinem Verschwinden geworden sei. Federspiel und Meienberg musterten mich, wie sie wohl Burgers PR-Berater gemustert hätten, schwiegen im Übrigen weiter. Burger war ihnen zu irrlichternd. Sie konnten mit ihm nichts mehr anfangen – ausser auf gleiche Weise zu enden. Es fiel auch ihnen immer schwerer, noch genügend Realien und genügend Sprache zu finden gegen den Tod. Niklaus Meienberg nahm sich 1993 das Leben, Jürg Federspiel 2007. Und der Klub der vergessenen toten Dichter hatte wieder zwei Mitglieder mehr.

Wie liest sich Hermann Burger heute? Nehmen wir zur Probe den neuaufgelegten ersten Roman «Schilten», den der Autor für seinen

besten hielt. Der Lehrer aus dem abgelegenen Aargauer Dorf Schilten schreibt einen «Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz», um seinen Unterricht und letztlich seine Existenz gegenüber den Behörden zu rechtfertigen. Er kommt auf die seltsame «Verfilzung» von Schul- und Friedhofbetrieb zu sprechen, die Schulglocke wird oft genug als Totenglocke missbraucht, die Turnhalle als Abdankungshalle. Von der ersten Seite an ein skurriles, gespenstisches Nebeneinander von Leben und Tod, von Scheintod und Scheinleben.

Fulminante Zumutung

Burger war 34, als der Roman 1976 erschien. Die Kritik im gesamten deutschsprachigen Raum erlag dieser fulminanten Zumutung. Das Buch will uns stofflich und sprachlich überwältigen, und wir lassen uns das nach wie vor sehr gerne gefallen. Die sonderbare Unerbittlichkeit, mit der Burger beziehungsweise sein Scholarch uns «immer tiefer in schilteske Verhältnisse hineinzulocken» versucht, erinnert an Kafka. Wider alle Erzählökonomie setzt Burgers Schulmeister zu einem Redeschwall nach dem andern an, schnorrt uns in Grund und Boden, was ihm durchaus bewusst ist. Ein Einfall jagt den andern, jeder Wortspielerei wird mit einer nächsten Spielerei

Revanche gegeben – aber es bleibt nie bei reiner Artistik.

Ein sehr überzeugendes Nachwort von Thomas Strässle – er widersteht der Verlockung, Burger an Detailversessenheit noch übertreffen zu wollen – erleichtert uns den Einstieg in den Roman. «Schilten» ist nicht zuletzt eine fantastische Widerlegung von Nizons «Diskurs in der Enge», wonach sich moderne welthaltige Literatur aus schweizerischen Schicksalen, Schauplätzen und Figuren schwerlich verfertigen lasse. Burger wehrte sich gegen solche «Zwangsinternationalität» und schildert Regionales in seinem Roman kunstvoll, echt und radikal. Der ist nicht restaurativ, sondern nach Burgers eigener bescheidener Einschätzung eine «Weiterentwicklung der Schweizer Literatur». Mit sprachlicher Virtuosität, schreibt Thomas Strässle, kompensiert der Schulmeister den Selbstverlust: Ehe er an seiner Radikalität zerbricht, will er ein letztes Mal faszinieren. Gleiches lässt sich von Hermann Burger sagen. Von «Schilten» geht noch immer eine einzigartige Faszination aus.

Hermann Burger: Schilten. Roman. Mit einem Nachwort von Thomas Strässle. Nagel & Kimche. 411 S., Fr. 45.90

Nachlass zu Todeszeiten. Burger-Ausstellung im Strauhof, Zürich, bis 1. März. www.strauhof.ch

Was für eine Frau!

Die Schweizer Rapperin Big Zis legt ein Album der Extraklasse vor.

Von Albert Kuhn

Big Zis schöpft aus dem Vollen. Leben. Gleich der erste Song ihres neuen Albums ist die perfekte Ode ans einfache Geniessen. An jenen höchsten Luxus, der rein gar nichts kostet. Wo Geben Nehmen und Klauen Schenken ist. Der Soundtrack dazu ist ein Doppelbett: weich und funky der Bass, angenehm versifft das E-Piano, jazzig verhalten die Bläser, dezent die Drum, die Gitarre sowie ein knapp geschnittenes, aufmerksamkeitsregendes «Guet!» auf den jeweils siebten von acht Beats. Eineinhalb Minuten Eingrooven. Dann ein langgezogenes, laszives «sieee». Die Frau.

Man liest viel zu wenig Casanova, den grossen Wertschätzer. «Ich geniess», schrieb er, «zu vier Fünfteln den Charakter des Weibes.» Eine männliche Lanze für innere Werte, aus dem achtzehnten Jahrhundert. Mann! Da erblissen die Textilbranche, die Kosmetik, die Nasologen und Busologen.

Sieeee. Eine ausgezogene Sie, die nun ausgiebig betrachtet wird: «D Sunne durs Fänschter wärmt ihri Schänkel. Siie. Du schtudiersch ihri Forme, wo sich abzeichnet. E Landschaft mit Feng Schoää, d Hand lacht, bewirtschafte wär särr schään. Betrachtisch ihre Rugge, ihre Nacke. S gheite Haarsträhne uf ihri Bagge. Du wertschätzisch ihres Rückgrat, ihri Haltig würkt nah. Sieeee. D Bruscht hebt und sänkt sich, langsam, ständig, nimms nöd sälbscht-verständlich. Si verlaht de Ruum, du chasch nur warte, bis si wider chund. Du Öl uf Liinwand, du Portrait, du Kunscht.» Der sachliche wie herzliche Blick interpretiert äussere Werte um zu inneren.

Hiermit sind die Prioritäten gesetzt. Das Leben soll geil, wohlfeil, kämpferisch und easy sein. Dafür jagen sich rasende Raps, Attacken auf ausgewählte Ziele, Komplexitätsjobs, Küchendepressionen, Hymnen aufs Glück, realo Lalalas und Lamentos, nicht ohne Aussicht. Die wahre, befriedigende Fülle. Auffällig bei den Temponummern: Da ist der Sound nicht, wie bei Rappern meist üblich, eine käsige Samplelei von R-'n'-B-Versatzstückerln, sondern eigene Musik, eigenes Fingerschnippen und ein Bass, der sich verdammt noch mal was überlegt hat. Statt Hip-Hop könnte man's ebenso gut Message-Jazz nennen.

Basislyrische Fundstücke überall, etwa: «Trotzdem nimmsch de Hörer, wänn ich dich wott ghöre, nid ab.» Funky Züri. Zum freudigen Grinsen die Disconummer «Prrrdy» mit dem Sample einer schlaffen Männerstimme: «Äs isch total Party!», immer wieder. Keine billige Disco-Verulking, sondern der Entwurf ei-

ner Dance-Szene, die nicht nur guckt und vergleicht, sondern tanzt und fühlt. Und auch mal nachdenkt. Umwerfend «Biberräis», die Kooperation mit Sophie Hunger. Die Tragödie vom Biber, der sich in einen Berg verknallt hat. Das ist die neue Intimität und Radikalität der Schweizer Musikszene: Es spielen Körper und ihre Teile, nicht Fachleute und ihre Instrumente. Nun ist es auch im Rap so weit: Nach den Quantensprüngen von Kutti MC («Dark Angel») und Gimma («Iisziit») schmeisst uns Big Zis den nächsten vor die überraschten Füsse. Mann.

Grösser, schneller, weiter

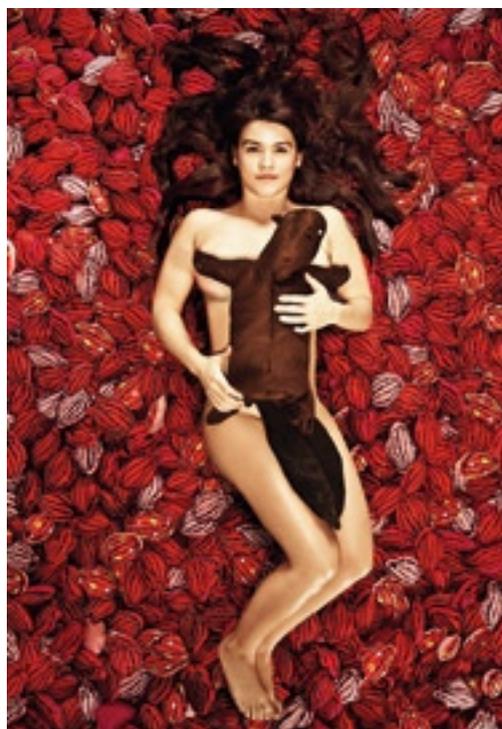
Die ganz grosse Geste, die ganz grosse Kelle, das ganz grosse Studio, die ganz weite Reise: Das hatten Lovebugs vor. Wer eine schöne, leere Verpackung für seine Gefühle sucht, ist hier bestens bedient. Aber nimmt einen der Sänger an der Hand? Nein.

Marco Repetto, Komponist von «Eisbär» (mit Stephan Eicher), ist die lebendigste Legende der Schweizer Elektronik. Sein neuestes Werk heisst «The Amaranth Fields»: ein Zaubertrank, ein flirrender Tagtraum, ein warm pulsierendes Wunder.

Big Zis: Und jetzt... Nation.

Lovebugs: The Highest Heights. Phonag.

Bigeneric: The Amaranth Fields. Godbrain



«Sieeee»: Rapperin Big Zis.

Eine Hummel probt den Absturz

Von Christian Berzins

Wenn grosse Geiger Schnulzen spielen, ist's zum Schiessen. Nur verständlich, spitzen wir die Ohren, wenn ein 28-jähriger Zugabekünstler die Mädchen zum Kreischen bringt. Ganze Sportstadien sind in Deutschland ausverkauft, wenn David Garrett auftritt.

Dieser Geiger ist auf der Autobahn des Erfolgs, vom Leben auf dem schmalen Grat des Künstlerglücks hat er genug. Einst, ja, da spielte er in der U-Bahn. Heute trägt er den kolossalen Titel «Beckham der Geiger».

Der 1980 geborene Garrett war ein Wunderkind, spielte mit dreizehn Jahren bereits mit berühmten Sinfonieorchestern. Nach vier Jahren tauchte das Genie aber wieder ab. Angeblich wollte es weiterkommen und etwas dazulernen. Als Garrett wieder im Geschäft war, hatte er zwar das normale klassische Repertoire gelernt, setzte aber auf poppige Klassik und klassischen Rock. Mit sagenhaftem Erfolg. Entscheidend für den rasanten Aufstieg war aber nicht sein Spiel, sondern sein Aussehen: Garrett könnte als H&M-Model durchgehen. Schade nur, färbt der modisch-schlampige Look auf sein Spiel ab. Beim Klassikfestival in Verbier drehten sich die Violinstudenten während seines Auftritts letzten Sommer bestürzt ab. Im Zürcher Kongresshaus spielte er vor wenigen Tagen Film- wie Rockmusik und Klassik, wobei er sich auf das Polieren einer Oberfläche berühmter Werke Vivaldis, Paganinis und Bizets beschränkte. Es war jenes geschmacklose Notenbouquet, das übrigbleibt, wenn man darauf bedacht ist, die Sportlichkeit dieser Kompositionen zu betonen. Ob Bachs Air oder AC/DC – Garretts Dauer-Power-Vibrato zermalmte jede sanfte Regung. Ihm ist's egal. Er lässt sich im Guinness-Buch als schnellster Geiger der Welt feiern. Angeblich spielt niemand den «Hummelflug» von Rimski-Korsakow so schnell. Den ernstzunehmenden Geigern ist es wohl einfach zu blöd, ihm Paroli zu bieten.

Bald kommt Garrett wieder in die Schweiz, spielt in Zürich Mozarts 3. Violinkonzert. Es gilt «Sturmwarnung» für Abo-Besitzer.

David Garrett: Tonhalle, Zürich, 3. 2., 19.30 Uhr

David Garrett: Encore. Warner

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittelland Zeitung*.

Vatersorgen

Als Politiker und Präsident eines erfolgreichen Fussballklubs weiss sich Eidenbenz durchzusetzen. Beim eigenen Sohn ist das schwieriger. «Doppelpass», Folge 10.
 Von Charles Lewinsky

Eidenbenz verstand etwas von Statistiken. Er liebte sie sogar. Nicht nur, weil man sie verwenden konnte, um den eigenen Standpunkt zu untermauern. Das war einfach. Mit einem genügend grossen Haufen Zahlen und ein bisschen Kreativität konnte man alles beweisen, auch das Gegenteil. Und bis der Gegner nachgerechnet hatte, lag schon wieder die nächste Statistik auf dem Tisch. Grafisch schön aufgemacht, wobei man den Massstab selber bestimmte.

Nein, Eidenbenz liebte Statistiken, weil er nicht nur die Kunst beherrschte, sie zu verbiegen, sondern auch noch eine viel schwierigere: sie richtig zu lesen. Wenn der Bundesrat stolz verkündete, die Zunahme der Neuverschuldung habe abgenommen, dann klang diese Abnahme der Zunahme für die meisten so, als ob der Staat Geld gespart hätte. Nur Eidenbenz fiel nicht darauf rein. Anderen musste man manchmal etwas vormachen, dafür war man Politiker, aber doch nicht sich selber.

Wie jetzt gerade die Sache mit den Mitgliederzahlen. Zwar hatte er sein Sekretariat eine Pressemeldung rausschicken lassen, von wegen so und so viele Neueintritte in der Kantonalpartei und damit die höchste Mitgliederzahl überhaupt, blabla, aber das war mehr ein Ablenkungsmanöver gewesen.

Die Tatsache war, und da biss die Maus keinen Faden davon ab: Es gab zwar immer noch Neueintritte, aber sie wurden mit jedem Monat weniger. Während die Zahl der Austritte ...

Nicht, dass es viele gewesen wären. Natürlich nicht. Aber jeder einzelne war einer zu viel. Einer Partei, in der man aus Überzeugung war – jawohl, aus Überzeugung! –, kehrte man nicht den Rücken. «Man geht auch nicht aus der Beiz, solange noch Bier im Fass ist», hatte er an einer Vorstandssitzung gesagt. Sie hatten gelacht, wie sie über seine träfen Sprüche immer lachten, aber sie hatten das Problem nicht ernst genommen. Sie waren halt nicht die Hellsten. Was auch nicht zu erwarten war, in einer Partei, wo die oben bestimmten, was die unten zu denken hatten. Aber das mit den Neuanmeldungen machte ihm echte Sorgen. Das war mehr als nur eine Abnahme der Zunahme.

«Wehret den Anfängen», sagte Eidenbenz laut in sein leeres Büro hinein. Und nahm gleich



den Notizblock, den er für solche Geistesblitze immer zur Hand hatte, und schrieb den Satz auf. «Wehret den Anfängen» – das konnte man irgendwann einmal auf Plakate drucken bei einer Abstimmungskampagne. In dem Satz war alles drin, was ein Slogan haben muss: Er war kurz, er klang vertraut, und jeder konnte darunter verstehen, was er wollte. Oder hatten ihn schon einmal die anderen verwendet? Egal. Die Leute hatten ein kurzes Gedächtnis.

«Wehret den Anfängen!», sagte er noch einmal mit seiner sonoren Onkelstimme. Und sein Sohn antwortete: «Du hast es also schon gehört.»

Philipp war hereingekommen, ohne anzuklopfen. Eidenbenz hatte ihm schon hundert Mal – ach was, tausend Mal! – gesagt, dass man nicht einfach so hereinplatzt, schon gar nicht in ein Büro, aber es hatte natürlich nichts genützt. In dem Alter nützte überhaupt nichts. Bei seinem letzten Vortrag zu dem Thema hatte Philipp sogar gelacht und gesagt: «Wenn du auf dem Schreibtisch deine Sekretärin vögeln willst, musst du eben die Tür abschliessen.» Dabei hatte Eidenbenz überhaupt keine Sekretärin. Nicht zu Hause.

Saufrech war der Bub in der letzten Zeit geworden. Seit Sonja in dieser Klinik war und er allein mit ihm fertig werden musste, war es eigentlich nicht mehr zu machen. Am liebsten hätte er ihn in ein Erziehungsheim gesteckt oder in ein ganz strenges Internat. Aber wie hätte das ausgesehen. «Die Familie ist der Kern unserer Gesellschaft», stand im Parteiprogramm.

«Was habe ich schon gehört?»

«Ach, nichts.» Der Philipp versuchte ein harmloses Gesicht zu machen, aber einem Vater macht man nichts vor.

«Heraus mit der Sprache!»

«Aber brüll nicht wieder gleich los.»

«Ich brülle nie.» Eidenbenz merkte, dass seine Stimme sehr laut geworden war, und wiederholte leiser: «Ich brülle überhaupt nie.»

«Ich habe auf mein Pult gekotzt», sagte Philipp. «In der Deutschstunde.»

«Du hast – was?»

«Siehst du, jetzt brüllst du doch.»

Eidenbenz griff in den Hosensack und knetete auf dem Gummiball in den Vereinsfarben herum, den er als Talisman immer bei sich trug. Es war eine Aktion, die ihn beruhigte und von der er sicher war – na gut, fast sicher –, dass sie niemand bemerkte.

«Du hast dich also übergeben?»

«Gekotzt», wiederholte Philipp und schien auf die Sache richtig stolz zu sein. «In hohem Bogen. Der Schubi, der vor mir sitzt, schickt die Rechnung für die Reinigung von seinem Pullover.»

«Hast du dir den Magen verdorben? Ich hab dir schon tausend Mal gesagt: Immer nur Hamburger und Pizza, das ist nicht gesund. In deinem Alter braucht man Vitamine. Gemüse und so. Wenn deine Mutter ...»

«Ist ja gut, Betty Bossi.» Philipp setzte sich einfach auf die Kante des Schreibtisches, auch so etwas, was sein Vater ihm immer wieder verboten hatte. «Aber mit dem Essen hatte es nichts zu tun. Schon eher mit dem Trinken. Smirnoff Ice. Das Zeug geht runter wie Rivella.»



«Ich hab dir schon tausend Mal gesagt...»
 «Du sagst alles tausend Mal. Das musst du dir bei deinen Reden angewöhnt haben.»
 «Diese Alcopops sind gefährlich.»
 «Ich kann bei einer Fête nicht gut mit einer Flasche Pastmilch ankommen.»
 «Wie viel hast du...?»
 «An der Menge hat es wohl nicht gelegen», sagte Philipp und sah ihn herausfordernd an. «Das Zeug mischt sich einfach nicht gut mit Hasch.»
 Eidenbenz hatte sich wirklich vorgenommen, nicht zu brüllen. Aber was zu viel ist, ist zu viel.
 «Hasch?», brüllte er. «Du rauchst...?»
 «Ich rauche nicht», sagte Philipp und wurde immer fröhlicher, je mehr sein Vater sich aufregte. «Rauchen ist ungesund. Ich kiffe nur.»
 «Und übergibst dich dann in der Schule.»
 «Nicht regelmässig. Und dem Vögeli habe ich gesagt, dass wir gestern Pilze gegessen haben.»
 «Wir haben gestern gar keine Pilze...»
 «Jetzt schon. Und da muss ein schlechter drunter gewesen sein. Der Vögeli hatte richtig Mitleid.»
 «Du hast deinen Klassenlehrer angelogen?»
 «Es war eine – wie nennst du das immer? – informationspolitische Notwendigkeit. Wie damals, als euer Mirko besoffen einen Unfall gebaut hat, und die Pressestelle vom Verein hat verkündet, er sei nur vom Training übermüdet gewesen.»
 «Wir mussten ihn schützen. Das ist unsere Aufgabe als Klubleitung. Wenn sich die Presse auf die Geschichte gestürzt hätte...»
 «Siehst du», sagte Philipp und machte ein so freches Gesicht, dass Eidenbenz schon wieder

auf seinem Gummiball herumkneten musste, «genau das habe ich mir auch überlegt. Ich musste dich schützen. Das ist meine Aufgabe als Politikersonn. Ich meine: Wie würde das aussehen, wenn morgen in der Zeitung stünde, der Sohn vom Eidenbenz sei völlig verladen in die Schule gekommen?»
 «Es wird doch kein Journalist...» Eidenbenz war ganz erschrocken.
 «Da bin ich mir nicht so sicher.» Philipp grinste, als ob das Ganze nur ein Jux wäre. «Der Schubli ist sauer wegen seinem Pullover, und sein Vater ist bei den Grünen und schreibt für so ein Blättchen. Könnte doch sein, dass der etwas aus der Geschichte macht. Aber du sagst ja immer: Was sie über einen schreiben, ist egal, solange sie nur den Namen richtig buchstabieren.»
 Eine Führungspersönlichkeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie bei Problemen nicht in Panik gerät, sondern reagiert. Wie im Dienst: Lage erfassen und Gegenmassnahmen ergreifen. «Ich rufe Gertsch an. Er wird dir ein ärztliches Zeugnis schreiben. Von mir aus Pilzvergiftung.»
 «Muss das sein? Bei dem hockt man immer so ewig im Wartezimmer.»
 «Du wirst hingehen. Pro forma. Und er wird dir ein Zeugnis schreiben.»
 «Obwohl ich gar keine Vergiftung habe?»
 «Du hast eine Vergiftung», sagte Eidenbenz in dem Ton, mit dem er im Parteivorstand jeden Widerspruch niederbügeln konnte. «Das ist die Sprachregelung, und du wirst dich daran halten.»
 «Das hätte ich ja nie gedacht», sagte Philipp. «Dass ausgerechnet du einen Scheininvaliden unterstützt.»

Der Krach hatte keinen klaren Sieger. Wenn es ein Fussballspiel gewesen wäre, dann hätte der Matchbericht gelaute: «Eidenbenz senior gegen Eidenbenz junior unentschieden null zu null.» Wobei der Senior zwar immer wieder neue Angriffe vortrug, sich damit aber regelmässig in der gutgestaffelten Abwehrreihe des Juniors verdingte, einer Abwehr, die aus sarkastischem Lächeln, ironischen Kommentaren und ausgesprochenen Frechheiten bestand. Wenn Philipp ihn nur anschaute und sich dabei diese lächerliche, viel zu weite Hose hochzog, dann verdröselte sich Eidenbenz mit seinen besten Argumenten, verstolperte, um im Fussballbild zu bleiben, den rhetorischen Ball und musste froh sein, nicht ausgekontert zu werden. Schliesslich musste er sich mit ein paar unplatzierten Weitschüssen – Hausarrest! Taschengeldentzug! – begnügen, die allerdings alle weit neben dem erzieherischen Tor landeten. Bei Kindern in dem Alter hatte man einfach keine Chance. Sie verstiessen nicht nur gegen alle Regeln, sondern akzeptierten noch nicht mal, dass es überhaupt Regeln gab. Manchmal hatte Eidenbenz das Gefühl, eine ganze Kantonalpartei sei leichter zu führen als so eine kleine Familie.

Nachdem er Dr. Gertsch angerufen und die Sache geklärt hatte, ging es ihm schon wieder besser. So ein alter Dienstkollege war doch etwas Praktisches. Der Mann stellte keine langen Fragen, sondern funktionierte einfach. Fatzbumm und erledigt. So musste es sein. Pilzvergiftung.

So, und jetzt wieder an die Arbeit. Zurück zu den wichtigen Dingen. Das mit den Mitgliederzahlen war wahrscheinlich nur ein vorübergehendes Problem. Vielleicht waren sie in der letzten Zeit wirklich ein bisschen zu heftig eingefahren. In der Sache natürlich immer berechtigt, hundertprozentig, aber es konnte doch sein, dass der eine oder andere etwas in den falschen Hals bekommen hatte. Auch bei den Sympathisanten. Es gab immer Leute, die zwar ganz vernünftig dachten, aber doch lieber keine Späne machen wollten, wenn es ans Hobeln ging. Die einerseits voll hinter der Parteilinie standen und andererseits aus lauter Tierliebe an einem Abstimmungsplakat herumkittelten, nur weil da ein paar schwarze Vögelchen drauf waren. Die richtige Gesinnung, aber ohne den Mut zur Konsequenz.

Aber solche Probleme konnte man beheben. Es brauchte eine einzige spektakuläre Aktion, über die dann alle *Journis* schrieben. Etwas Positives. Menschliches. Herzerwärmendes.

Eidenbenz lächelte. Es war schon toll, was man aus einer Statistik alles herauslesen konnte.

Folge 11 des Fortsetzungsromans
 in der nächsten Weltwoche

Ausdehnung der Personenfreizügigkeit
auf Bulgarien und Rumänien:

144.8.517

Ein **NEIN**
nützt der Wirtschaft

Die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Bulgarien und Rumänien bringt der Schweiz mehr Arbeitslosigkeit. Das bedeutet: Mehr Lohnabzüge und Erhöhung der Mehrwertsteuern! Denn nur so können die stetig steigenden Belastungen unserer Sozialwerke finanziert werden. Das bezahlen alle: Die Arbeitgeber und Arbeitnehmer! Damit wird die Konkurrenzfähigkeit der Schweizer Wirtschaft zusätzlich geschwächt.

- ➔ **NEIN** zu mehr Arbeitslosigkeit
- ➔ **NEIN** zur leeren Arbeitslosenkasse
- ➔ **NEIN** zu ruinierten Sozialwerken

Darum:

Personenfreizügigkeit
Bulgarien und Rumänien

NEIN

Überparteiliches Wirtschafts- und Gewerbekomitee gegen die Personenfreizügigkeit, Postfach 8252, 3001 Bern.
Mit einer Spende auf PC 30-209744-4 unterstützen Sie dieses Inserat. Mit herzlichem Dank.

Rendezvous

Frau sucht Partner

Nie mehr Winter! Attr. Sie, CH/ZH, 60/160, viel jünger aussehend, schlank, jugendlich, modisch-elegant, sehr gepflegt und vielseitig interessiert möchte gerne im Süden leben in Andalusien oder auf den Kanaren, evtl. als zweites Zuhause. Wünsche mir gleichgesinnten Lebenspartner +/- 60, mit Stil und Klasse, ebenfalls sehr gepflegt, ehrlich, fit und gesund, mit Niveau, Humor und Lebensfreude um die Zukunft gemeinsam zu gestalten und den Traum zu leben. Ich freue mich auf deinen Anruf. © 10507

Weltenbürgerin, CH Deutschsprachig, sehr gut situiert und aussehend, knapp 60 sucht ebensolchen Partner für evt. Golf, Theater, Konzerte, Reisen und intelligente Diskussionen. Wochenendhaus im Süden vorhanden. Ich freue mich. © 10508

Suche liebe Partner, 50-59 Jahre, 172-180 gross, Bin 55 Jahre, 160 gross, hübsch, schlank, gepflegt, unabhängig, kultiviert und etwas sportlich. Ich freue mich auf deinen Anruf aus dem Kt. Zürich. © 10509

Junggebliebene, weltoffene, ästhetische und moderne Frau (70) sucht einen ebenso ästhetischen Partner mit gleichen Interessen, kunstliebend und am Weltgeschehen Anteil nehmend. Ich freue mich auf Ihren Anruf. © 10510

Bildhübsche Frau, 39, 175 gross und schlank, feminin und intelligent, mit ungeborenem Kind (verlassen wegen Schwangerschaft) sucht attraktiven und zuverlässigen Family-Man für Neubeginn. Du solltest geistreich und humorvoll sein und ein gutes Herz haben. Ich habe viel zu geben. Existenzsicherung vorhanden! © 10511

Bist du die Nadel im Strohhaufen? Oder warum habe ich dich noch nicht gefunden? Ich bin über 40, sehr schlank, jugendlich, sportlich und suche einen vielseitig interessierten, jugendlichen und aufgestellten Partner. Ich würde gerne mit dir Schönes erleben, ohne aber eine gewisse Eigenständigkeit aufgeben zu müssen. Du müsstest Hunde mögen, denn ich lebe mit einer jungen, süssen Strassenmischung zusammen! Bist du zwischen 48 und ca. 58 Jahre alt? Dann melde dich doch bei mir, ich würde mich freuen. © 10512

Meistens fallen mir die richtigen Sätze und Worte erst hinterher ein, aber was heisst schon richtig? Etwas scheu, etwas zurückhaltend, aber warm- und grossherzig, unkompliziert, kulturell interessiert und ganz passabel aussehend. Freue ich mich (49-jährig) auf Begegnungen mit Menschen. Auch aus anderen Kulturkreisen. Raum BS/BL. Bis bald. © 10513

War in Kapstadt, Havanna, Stockholm, San Francisco, Barcelona, Paris, Wien, Edinburgh, Florenz, Rom am Meer, in der Wüste, in den Bergen. Wohin geht unsere Reise? Ich bin 37 und wohne im Kanton Baselland. © 10514

Ich, hübsche Frau mit Ausstrahlung (bald 60) wünsche mir einen Freund fürs 2009. Ich bin intelligent, musikalisch, unternehmungsfreudig, grosszügig, kulturell interessiert, kommunikativ, einfühlsam und sinnlich. Verfügt auch Du über diese Eigenschaften, so freue ich mich auf deinen Anruf, der garantiert beantwortet wird. LU/ZH/BS/BL/GR © 10515

Ich sehne mich nach Zweisamkeit, brauche jedoch Phasen des Alleinseins und würde deshalb mit eigenständigem, sensiblem Mann eine Ehe auf Distanz wagen mit Auszeiten und immer wiederkehrenden, intensiv gelebten «retrovailles». Nähe, Ferne, Sehnsucht. Bin 60+, eher schlank, bilingue, Prioritäten: Gott, viel Humor, Bach, Jazz uvm. Bern-Genf via MOB-Linie. © 10516

Ich, w, 45 J., Raum Bern, suche einen natürlichen, humorvollen Partner, der sich gerne in der Natur aufhält. Bin nicht mit Modellmassen gesegnet, biete dafür Ecken und Kanten im alltäglichen Leben, die es gemeinsam zu entdecken gilt! © 10517

Hallo Gentleman... bist Du Astrophysiker oder hast sonst einen interessanten Beruf? Bist Du am Leben interessiert? Hast Du Lust auf einen Austausch zu zweit. Schweizerin, 43, NR, rassig, temperamentvoll, geheimnisvoll, sensibel, anspruchsvoll, berufstätig, engagiert und und und freut sich auf Dein Zeichen. Freue mich, bis bald. © 10518

ZH 2009. Jetzt will ich (w, 52, jünger aussehend, 166/66, NR, attraktiv, lange schwarze Haare, winter- und sommersportlich, begeisterungsfähig, mit Tiefgang und vielseitig interessiert) mit Dir (ähnlichen Eigenschaften!) lieben, lachen, reden, reisen, Dich und die Welt entdecken. Willst Du auch? © 10519

Rendezvous Information:

Liebe Leserin, Lieber Leser. Die Rendezvous-Seite erscheint in dieser Weltwoche Ausgabe zum letzten Mal. Wir danken Ihnen für Ihre Treue und Ihr Interesse. Wir wünschen Ihnen weiterhin viel Glück und Erfolg.

Aparte NR-CH-Frau möchte einen 55-60-jährigen Mann kennen lernen. Kunst, Natur, Politik, Reisen etc. und ein breites Bildungsspektrum sind Gemeinsamkeiten, die uns verbinden. Wir führen ein geordnetes Leben und sind offen für eine tragende und spannende Partnerschaft. Zusammen möchten wir die Zukunft in allen Facetten erleben und geniessen. © 10520

Beruflich, musikalisch und kulturell engagierte Frau, 52-j., attraktiv, schlank, NR, wünscht im Neuen Jahr den sympathischen und gebildeten Mann für eine gemeinsame Zukunft kennen zu lernen. © 10521

Witwe, 66, schlank, NR, tierliebend, mit Niveau, Hirn, Herz und Humor möchte sich finden lassen von ebensolchem Mann um die Freizeit miteinander zu verbringen. © 10522

Mann sucht Partnerin

ZH/ZO 40 Jahre, 185, schlank, Waage, selbst. Handwk., vielseitig interessiert, kein Zampano, kein High Life. Spätzünder, knapp neben der Herde, gelegentlich charmant, meist nett. Suche Dich 35-45, ohne Anhang. Du kennst das Gefühl nicht ganz dazugehören? Fitness oder Esoterik in Massen. Ich freue mich auf Deine Nachricht. © 10523

Bist du die Perle im Mittelmeer? Du wirst gesucht von einem Mann, 55 Jahre alt, ZH. Ich liebe die Berge, Länder, Städte um sie zu erkunden. Menschen mit Ihren Facetten faszinieren mich. Sportliche Aktivitäten mag ich sehr, ebenso etwas Feines zu essen in gemütlichem Ambiente. Gut situiert, kann ich einer begeisterungsfähigen Dame viel bieten. Mein Job macht mir Spass und füllt mich aus. Erkennst du dich in dieser kurzen Beschreibung. Dann freue ich mich auf dein Telefon. © 10524

Hey Du, aktive, wache, schlanke, herzliche und attraktive Mittvierzigerin – ich, gerade fünfzig – suche Dich Raum TG/SG/SH/ZH für die Heiterkeit, die Berührung, die Betroffenheit, den Spass und den Ernst – eben fürs Leben. Sohn am flügge werden – das Haus wird leer, Motorrad bereit, Bike und Tessin im Sommer oder eher Satraz und Engadin im Herbst, Skipiste im Winter. Mehrsprachig fürs Reisen, finanziell unabhängig und zeitlich nur zu 50% gebunden. Eher differenziert im Gedankengut, mit traditionellem, soziokulturellem Wertesystem unterwegs. Geschockt oder gespannt? Ruf einfach an, bis bald. © 10525

Meine Frau ist gestorben. Ihre Liebe und Zärtlichkeit wird immer in mir wohnen. Und doch bin ich frei für eine neue Liebe. Zusammen essen, plaudern, reisen. Zusammen aufwachen. Einander annehmen. Es zusammen liebevoll und warm haben. Du bist 50-58-jährig, warmherzig, schlank. Ich liebe Kunst, Literatur, Reisen, kulinarische Ausflüge und ein wohlige Daheimsein. © 10526

Bist du die Frau mit Esprit, Ausstrahlung und Kreativität? Du wirst gesucht von einem Mann, 55 Jahre alt, und in Zürich lebend. Ich liebe die Berge, Länder, Städte. Menschen mit Ihren Facetten faszinieren mich. Sportliche Aktivitäten mag ich sehr, ebenso etwas Feines zu essen in gemütlichem Ambiente. Gut situiert, kann ich einer begeisterungsfähigen Dame viel bieten. Erkennst du dich in dieser kurzen Beschreibung? Dann freue ich mich auf dein Telefon. © 10527

Region Nordschweiz, schlanker Er, 58, 186, NR, gepflegt sucht gleichgesinnte Sie, 40-50 Jahre, NR, ohne Anhang, gut situiert mit Niveau und alles was sich bei gegenseitiger Sympathie ergibt. © 10528

IT'S TIME TO MAKE CHANGE: Mann 172 cm, NR, sportlich, mit Niveau, interessant, sucht warmherzige Frau, schlank, gepflegt (bis 54-j.): Bist Du auch interessiert an Film, Theater, Ausgehen, Gesprächen, philosophieren, Natur, Musik (Rock, Oldies, Schlager, klassisch), Sport, tanzen (Tanzkurs, Walzer, Fox...)? Raum Bern. © 10529

Akademiker, 62, schlank, im Raum ZH sucht warmherzige, interessante Frau (schlank, bis 59) für freundschaftliche Beziehung, in der sowohl geistiger Austausch als auch Sinnlichkeit und Zärtlichkeit ihren Stellenwert haben. © 10530

Traummann sucht seine Traumfrau. Bin 54, 180, schlank und sportlich. Bist du attraktiv, neugierig, hast Tiefgang und Lebensfreude? Wir erleben das Leben zu zweit, behalten unsere Freiräume und freuen uns auf das gemeinsame Abenteuer Beziehung mit Reisen, die Welt entdecken, am Wasser, in den Bergen und Zuhause zu sein. Raum ZH. © 10531

Löwe, R suche eine Frau für eine Beziehung, wenn Du es möchtest, am Anfang lose. Habe Mut und Ruf mich an. © 10532

Warum nicht mal einen attraktiven Akademiker kennenlernen? Ich bin 35, 190, dunkelhaarig, muskulös, mit Humor und Tiefgang. Bist Du schlank, liebevoll und unkompliziert, dann melde Dich jetzt. Raum ZH. © 10533

Treuer Chaot. Lebensgeniesser mit kreativer, romantischer und tantr. Ader sucht schlanke Lebenspartnerin (40-60 Jahre). Kt. BE, SO, AG, BL. © 10534

Raum ZH, BE, LU, ZG, VS. CH-Geschäftsmann, 48/187, NR, sportlich und schlank, ehrlich, gut situiert, gepflegt und gebildet, ungebunden, sehr humorvoll, naturverbunden und offen in jeder Hinsicht, mit grossem Herz sucht: CH-Frau oder Geschäftsfrau ohne Anhang, attraktiv und humorvoll, elegant, gepflegt und schlank, mit Niveau und Stil, zwischen 43 - 48 Jahre. Bis bald! Freue mich auf eine schöne und intensive Beziehung! © 10535

38-jähriger Zürcher, attraktiv und gebildet, möchte Sie, die anspruchsvolle Frau mit Stil und Niveau, begleiten. Ich freue mich, von Ihnen zu hören. © 10536

Freizeit, Kontakte

Welche zärtliche, sinnliche Frau liebt, wie ich, gutes Essen/Trinken, Gespräche, Konzerte, Spaziergänge, Ausflüge? Bin m, 67/169, schlank und fit, jung denkend und lebensfreudig. Raum BS/BL/AG/LU/ZH. Wag es, bin unkompliziert! © 10537

Er, gebunden, 47, schlank, NR, CH sucht eine sympathische Sie, um aus dem Alltag auszubrechen. Interessen wie Wellness, Golf, Lunches, Aperos und alles weitere Schöne im Leben. Raum ZH, AG. Bist Du im gleichen Boot, dann melde Dich doch. Ich beisse nicht! © 10538

Als Single einander verwöhnen? Attraktiver Mann (55) aus Zürich-Nord sucht für Paar-Massagekurs eine schlanke Partnerin. Melde dich, der Winter wird dann nicht so kalt. © 10539

Frau, 45 J., Mutter von zwei Kindern, Pflegefachfrau, Naturnah mit Interesse an Friedenspolitik, Musik, Liebe, Kunst sucht Mann mit Erfahrung in Entwicklungszusammenarbeit «Medecins sans Frontieres» zum kennen lernen. Raum BE. © 10540

Gesunder 74er, Nichtraucher wünscht sich Herzenskontakt zu gütiger Dame. Ich bin Voralpenbewohner, ob Montreux, Skitouren, Berge, Natur, Reisen, klass. Musik, Lesen. Weltweit gereist. Deutschsprachig, English/Francais unperfekt, wenig Spanisch. Eigene Altliegenschaft, 42 Aaren Land. © 10541

Von Frau zu Frau

Vielseitige Frau mit Tiefgang und spirituellem Flair sucht Gleichgesinnte um mit ihr Natur, Kultur und Erotik zu geniessen. © 10542

Von Mann zu Mann

Mann E/50, NR, mit Schäferhund sucht Mann/Männer, gerne mit Hund, zur Verbringung der Freizeit oder mehr? «All included». Einen Freund für intellektuellen Gedankenaustausch. Bin Naturliebhaber, Sonnenanbeter, FKK. Der nächste Frühling kommt bestimmt, Gemütlichkeit mit Kochen, eine gute Flasche Wein, keinen Szenengänger, Alter unwichtig und für Neues sehr offen. Freue mich auf ehrliche Antworten. Raum BS/BL/AG/SO © 10543

Rendezvous

0901 588 001 (Fr. 4.23/min)

Leserinnen und Leser

Rufen Sie auf die «Rendezvous»-Linie an. Geben Sie die mit © bezeichnete Nummer ein. Sie können nun direkt auf ein Inserat reagieren oder die Stimme der Inserenten hören.

Inserentinnen und Inserenten

- 1 Sie können jederzeit eingegangene Reaktionen per Telefon abhören.
- 2 Sie können über eine normale Telefonnummer (ohne Zusatzkosten) Ihren Text aufsprechen.
- 3 Nach Ihrer Inserate-Aufgabe erhalten Sie von uns einen Prospekt mit Ihrem persönlichen Code für die «Rendezvous»-Linie.
- 4 Über die normale Telefon-Nummer eröffnen Sie mit einem individuell gesprochenen Text zu Ihrem Inserat Ihren Briefkasten.

Der Verlag behält sich das Recht vor, ohne Angaben von Gründen, Inserate zu kürzen oder nicht zu publizieren sowie aus platztechnischen Gründen keine «Rendezvous» Seite zu publizieren.

Für Fragen zur «Rendezvous»-Linie © 044-265 55 00.

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet

Darf man sich weigern, Eltern mit Megakinderwagenkarossen ins Tram zu helfen, da auch praktische, klappbare Leichtmodelle (Buggys) zur Auswahl stünden?

Gianna Weber, Zürich



Bei dieser Gelegenheit wäre noch zu betonen, dass Eltern mit Megakinderwagenkarossen ja nicht zu Stosszeiten Tram fahren müssen, da auch Randzeiten zur Auswahl stünden. Oder die Wahl haben, mit den praktischen Füssen zu gehen. Oder erst gar keine Kinder zu haben. Und wenn doch, klappbare Leichtmodelle. – Entweder man nimmt den Drei-Sekunden-Kraftakt ohne Auflagen rasch an, oder man mag nicht, bleibt sitzen und trägt das Faule-Stück-Image mit Fassung. Doch Beobachtungen zeigen, dass Menschen, die im Tram Kinderwagen herumbugsieren, ein beschränktes Interesse dafür aufweisen, weshalb man unbekannterweise nicht aufgestanden ist und was man in Sachen Buggy-Wahl auch noch so für Vorschläge in petto hätte. Erziehungstipps lässt man übrigens auch besser bleiben.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

wunderlampe



Die Stiftung
Wunderlampe erfüllt
Herzenswünsche von
schwerkranke Kindern.
Die allermeisten
jedenfalls.

*Einmal einen Bagger fahren,
oder einmal einen Delphin küssen, oder einmal
einem Prominenten die Hand schütteln –
Ihre Spende macht Träume wahr und gibt den
Kindern neue Kraft, die eigentlich unbezahlbar ist.
Stiftung Wunderlampe,
PC-Konto 87-755227-6,
Zürcherstrasse 119, 8406 Winterthur,
Telefon +41 (0) 52 269 20 07,
www.wunderlampe.ch*

Zitate

Tages-Anzeiger

Andererseits verbreitete sich bei den Sparern auch ein falsches Sicherheitsgefühl. Bis vor kurzem weigerte sich Wirtschaftsministerin Doris Leuthard noch, überhaupt von einer Rezession zu sprechen. Selbst heute noch stellt der emeritierte Wirtschaftsprofessor Kurt Schiltknecht in der *Weltwoche* fest, dass sich in der «Schweiz erst geringe Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise» ausmachen lassen. und lobt den Bundesrat für seine konjunkturpolitische Zurückhaltung. «Im Gegensatz zu den USA und einigen anderen Industrieländern hat die Schweiz weder eine Immobilien- noch eine Autokrise», so Schiltknecht.

Tages-Anzeiger, 23. Januar 2009

Zürichsee-Zeitung

In der gleichen Sendung kam auch Urs Tinner zu Wort. Er sei ungewollt in die Atomaffäre verwickelt worden. «Irgendwie ist man blitzartig in etwas drin, in dem man gar nicht drin sein möchte», sagte Tinner. Die *Weltwoche* publizierte ihrerseits ein Gespräch mit Abdul Qadir Khan, dem «Vater der pakistanischen Atombombe», der mit der Familie Tinner zusammengearbeitet haben soll. Khan zeigte sich überzeugt, dass Vater Friedrich Tinner die Schweizer Exportbestimmungen nie verletzt hat.

Zürichsee-Zeitung, 23. Januar 2009

Schweizer Bauer

«Warum nicht ein neues Label <mit ohne Hoden ab>?», fragt sich Beda Stadler, Direktor des Instituts für Immunologie und Professor an der Universität Bern, in der *Weltwoche*. Er kritisiert in seiner Stellungnahme den «hinterhältigen Eingriff» der Ferkelkastration und plädiert für die schmerzlose und bezüglich Rückstände bedenkenlose Impfung. Eine Studie von ProSchwein beweise, dass 68 % der Konsumenten die Eberimpfung akzeptieren. Nur noch die Grossverteiler behaupten, dass ihre Kunden keine geimpften Tiere wünschten.

Schweizer Bauer, 21. Januar 2009

Der Bund

Das Ereignis wäre fast in Vergessenheit geraten, hätte uns die *Weltwoche* nicht erklärt, es habe sich um eine Verschwörung – Pardon: eine «von Anfang bis Ende gesteuerte Politfarce» – gehandelt: 70 Prozent der 210 000 Zuschauer, die am Telefon abstimmten, hatten Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf in einer vom Schweizer Fernsehen übertragenen Show zur «Schweizerin des Jahres» erkoren.

Der Bund, 20. Januar 2009

Alle Zeit der Welt – seit 1760.



BEYER CHRONOGRAPH SÉRIE LIMITÉE.

BEYER

UHREN & JUWELEN
BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63 • WWW.BEYER-CH.COM